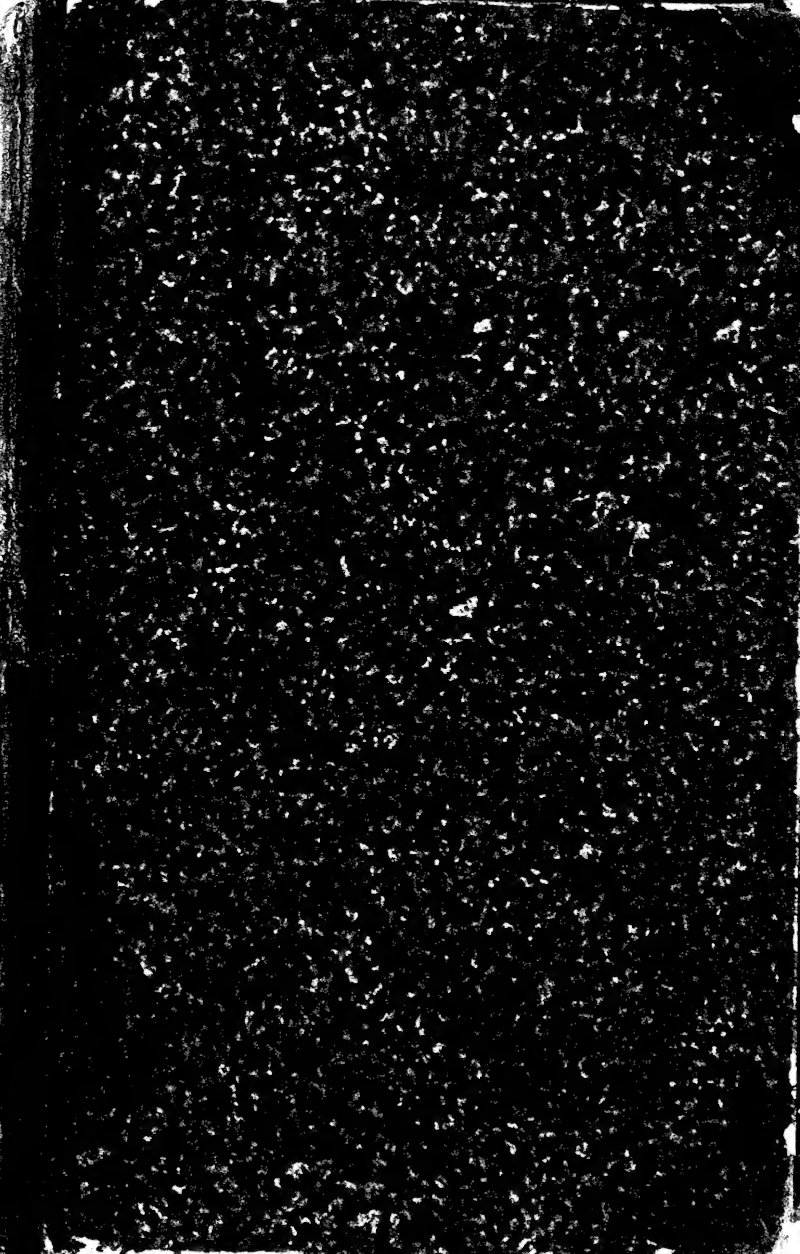
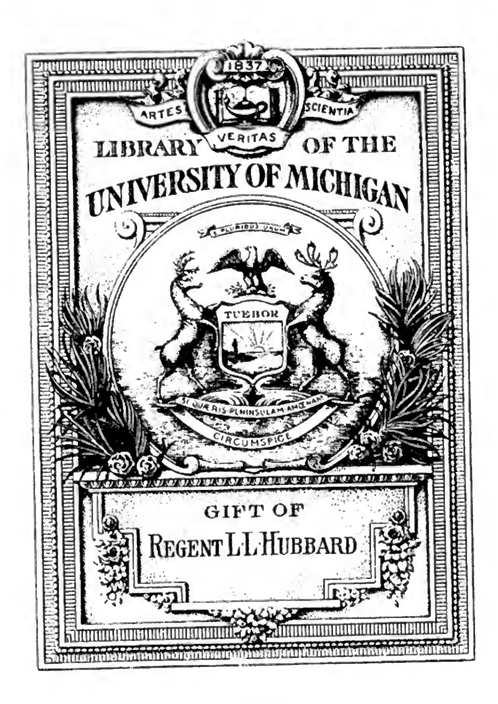



1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE
GIFT OF
REGENT L.L. HUBBARD

Reisen
und
Abenteuer
Rolando's
und
seiner Gefährten.

Ein
Robinson für Kinder
zur
Erlernung geographischer und naturhistorischer
Vorkenntnisse.

Nach dem Französischen des Jauffret.

Sechstes und letztes Bändchen.

Wien,
Bey B. Ph. Bauer.
1804.



Ein und dreyßigstes Kapitel.

Rolando erhält Nachricht von seiner Familie — Sein Vater hat drey Schiffe ausgerüstet, um ihn in allen Meeren aufzusuchen — Das Schiff Syrius, vom Kapitän Bramayan geführt, langt am Kap an — Rolando lernt verschiedene neue Gefährten und Genossen seines Glücks kennen — Abfahrt nach Batavia, als dem für die drey Schiffe bestimmten Sammelplatz, wo Rolando seinen Vater, seine Mutter, und seine beyden Brüder, Dom Juan und Dom Pedro antreffen soll — Ereignisse während der Fahrt — Beschreibung der Insel Java — Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner. —

Während wir, ein unwillkührliches Spiel der Zufälle, von Hindernissen und Gefahren umringt, einige der wildesten Landstriche unsers Erdballs durchirrten, trugen sich fern von uns Dinge zu, die auf unser Schicksal nothwendig wirken mußten. Unsere Ankunft am Kap machte uns mit diesen Ereignissen bekannt, und wir alle erblickten in diesem glücklichen Vorfall eine vorzügliche Gnade der Vorsehung.

Das französische Schiff, der Syrius, das in der Tafelbay vor Anker lag, war aus dem Hafen von Marseille, mit noch zwey Schiffen ausgelaufen, die mit ihm einerley Bestimmung hatten, nähmlich mich in allen Meeren aufzusuchen. Der Tod meines Oheims zu Lima, hatte meinem Vater ein Erbe von mehrern Millionen

zugewendet. Dadurch war das Eis seines Alters erwärmt worden, und seine ganze Zärtlichkeit für mich aufgewacht. Ihm war schon aus eingezogenen Erkundigungen bekannt, daß ich mich zu Moka eingeschifft hatte: er schloß daraus, daß ich meinen Weg entweder nach den indischen Gewässern, oder nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung genommen haben müßte, und rüstete, dem zu Folge, drey Schiffe aus. Das eine bestieg er selbst, mit Dona Maria, meiner verehrungswürdigen Mutter, und mit meinen Brüdern, Dom Pedro und Dom Juan; den beyden andern wieß er die Insel Java zum Sammelplatz an. Das Schiff, der Syrius, vom Kapitän Bramapan commandirt, hatte Befehl, am Kap anzulegen, Erkundigungen von uns einzuziehen, und sogar hier einen Monath zu verweilen, bevor es sich nach Batavia begäbe, um dort weitere Verhaltungsbefehle zu erwarten.

Unsere Freude über diese Nachrichten, die Hoffnung, in zwey Monathen meine ganze Familie zu umarmen, und der frohe Rausch, der sich aller meiner Gefährten bemächtigte, als sie erfuhren, ich sey ein Millionär geworden; dieß Alles wurde nur noch von dem Entzücken übertroffen, dem sich der Capitän des Syrius überließ, als er sah, daß die Ehre, uns ausfindig gemacht zu haben, ihm zu Theil geworden sey. „Ein neuer „Beweis! rief er aus, ein neuer Beweis von dem „glücklichen Gestirn, das über mir seit meiner Ge„burt waltete! Welch' Vergnügen vor mich, Ro„lando seinem ehrwürdigen Vater vorzustellen, „Zeuge seiner Uiberraschung zu seyn, und Thrä„nen der Freude über die Wangen des Greises „rinnen zu sehn, die so lange die Betrübniß um„wölkte! Und dann auch, welch' Glück für alle

„meine lieben Landsleute, für jene Bewohner von „La Roque-Brussane, die sich bereden ließen, mir zu folgen, in Hoffnung, in Peru „ein glückliches Alter zu leben!“

Diese Worte erregten eben so viel Uiberraschung als Freude bey allen meinen Gefährten, die La Roque-Brussane hatte geboren werden sehn. Sie begaben sich unverzüglich an Bord des Syrius, um ihre Landsleute zu umarmen, und ich verfügte mich mit ihnen dahin, um der Einladung des Capitäns zu folgen, der mich zu Gast gebeten hatte, und mich mit zwanzig Stückschüßen begrüßen ließ.

Capitän Bramapan äußerte sogleich, als er mich am Bord des Schiffs empfing, das Schiff gehöre mir zu, und er könne das Commando davon länger nicht, als mit meiner Einwilligung behalten. Ich erklärte dagegen, daß ich ihn in seiner Befehlshaber-Würde bestätige. Er gab uns einen herrlichen Schmauß, wo Frohsinn den Vorsitz führte, und bey dem wir die nähere Bekanntschaft von unsern neuen Glücksgenossen machten.

La Latte und Montberard wurden sonderlich von Ingardin bewillkommt und umarmet, der die alte Bekanntschaft mit ihnen erneuerte. Ersterer sagte, er sey entschlossen, La Roque zu verlassen, weil er dort nicht jene sich gleiche Dauer von Gesundheit genösse, die er in Peru zu finden hoffe. In meinem Dorfe, fuhr er fort, war ich höchstens die Wintermonathe durch ein wenig bey Leibe, aber sobald das Frühjahr kam, schrumpfte mein ganzer Körper zusammen, und während des Sommers war ich immer in einer Art von Hinfälligkeit, aus der mich nichts zu reißen vermochte, als ein paar von den Donnerwettern, die Himmel und Erde umkehren. Auch war die Gesundheit, die ich dann genoß, immer

nur flüchtig und erkünstelt; ich fiel bald wieder in meinen Marasmus zurück, und die Concerte, die ich mich anstrengte, jeden Abend zu geben, zogen mir nichts als Verdruß zu; denn man beschuldigte sie der Monotonie und etwas Aehnliches von Frosch-Gequäkse zu haben. Meine Freunde hatten geglaubt, mir aufzuhelfen, wenn sie mir eine schickliche Parthie vorschlügen, allein meine Verheirathung mit Mamsell Margary hatte keine von den glücklichen Folgen, die man sich versprach. Sie glaubte durch mich zur reichen Frau zu werden, und ich, ich glaubte durch sie in Wohlstand zu kommen. Wir betrogen uns Beyde, und wenig Tage unserer Ehe reichten hin, unsere wechselseitige Dürftigkeit aufzudecken.

Montberard hatte seinen Landsmann Bramapan fast aus denselben Bewegungsgründen, wie La Latte, begleitet. Der Aufenthalt zu La Roque griff seine Gesundheit so sehr an, daß sein ganzer Körper einem Gerippe glich. Vergeblich bemühten sich seine Freunde ihn aufzuheitern. Sie waren ihm Gegenstände des Neides geworden, und der Gedanke, vom Glück weniger begünstigt worden zu seyn, als seine Landsleute L'Oube, Paybrulon, Picault-de-Saint-Anne, Colbagnys, und einige andere, hatte nicht wenig dazu beygetragen, ihn in diesen Zustand der Auszehrung zu versetzen. Die Abreise von La Latte und Bramapan bestimmte ihn mitzugehen, und schon hatte die Veränderung der Luft sehr vortheilhaft auf ihn gewirkt.

Pilafort war aus sehr löblichen Bewegungsgründen zu Schiffe gegangen. Er war ein starker, handfester Mann, von Kindheit an gewöhnt, die härtesten Metalle zu bezwingen, und mit Hülfe des Feuers das Eisen zu glätten. Sei-

ne nervigten Arme zeugten von einer nicht gemeinen Stärke. Sein durchdringendes Auge funkelte wie Feuer, und seine Gestalt hat etwas herkulisches. Sein sehnlicher Wunsch war immer gewesen, ins Innere der Bergwerke der Neuen-Welt zu dringen, und eifrig hatte er die dargebothene Gelegenheit ergriffen. Auch war sein Vorhaben, in seiner Kunst die wilden Völkerschaften der Inseln des großen südlichen Weltmeers zu unterrichten, und so der Wohlthäter dieser fernen Regionen zu werden.

Roubaud wurde unter unsern neuen Gefährten vortheilhaft ausgezeichnet. Es war ein Mann, der sich eben so sehr durch die Eigenschaften seines Herzens als seines Geistes empfahl. Zu La Roque Brüssane geboren, und von allen Mitteln entblößt, sich Unterricht zu verschaffen, hatte er durch eigene Anstrengung die Ungerechtigkeit des Schicksals gegen sich auszugleichen, und durch die bloße Hülfe seines Genies sich zu den erhabensten Kenntnissen des menschlichen Geistes empor zu schwingen gewußt. Allein und sich selbst überlassen, hatte er die Mathematik und Meßkunst erlernt, und es gab fast nicht ein Problem in diesen Wissenschaften, dessen Lösung der bewundernswürdige Roubaud nicht errathen gehabt hätte. Mit Freuden hatte er sich zu Reise nach Peru entschlossen, um nautische Beobachtungen anzustellen, und bald hatte ich Gelegenheit, mir Glück zu wünschen, ihn bey mir zu haben.

Noch mehrere Reisende, die ich in der Folge zu erwähnen Anlaß haben werde, befanden sich am Bord des Syrius. Es wurde beschlossen, wenn die Mannschaft sich noch einige Tage ausgeruht, so wollten wir in See stechen, um uns nach der Insel Java, als dem bestimmten Sam=

melplatz zu begeben, wo, nach aller Wahrscheinlichkeit, mein Vater und meine Familie mich schon erwarten würden.

Wir alle harrten mit der lebhaftesten Ungeduld des Tages der Abfahrt. Endlich erschien er, und gleich den Morgen gingen wir mit einem frischen Nordwest-Wind, von Regen und Hagel begleitet, unter Segel; gegen eilf Uhr Vormittags hatten wir das Cap weit von uns, und grüßten die Rhede mit neun Stückschüssen. Um zwey Uhr Nachmittags waren wir so glücklich, schon außerhalb der Bay zu seyn. Wir fuhren Anfangs ein wenig nach Süden aufwärts, in Hoffnung, daß der Wind uns günstiger werden sollte.

Den Morgen darauf wehte der Wind noch immer mit Ungestüm aus Nordwest. Die folgenden Tage über befiel uns des Nachmittags und Abends, ein starker Sturm, mit so heftigen Donnerschlägen und fürchterlichen Blitzen, die beständig zwischen den Masten unsers Schiffs durchfuhren, daß wir jeden Augenblick fürchteten, sie möchten es anzünden. Dieser Orkan war mit großen Schloßen, Regen und starken Windstößen vergesellschaftet. Unterdessen litten wir keinen Schaden. Nur erblickten wir, als das Ungewitter am stärksten war, zwey heilige Feuer an den Spitzen der Bramstenge-Raaen, welche eine kleine, helle Flamme von sich gaben: bald darauf ließ das Ungewitter nach.

Schon einen Monath waren wir in See, als sich der Scharbock unter dem Schiffsvolk, und besonders unter den Matrosen, zeigte. Capitän Bramapan hielt dafür, wie er mir sagte, daß der Syrius keinen hinreichend langen Aufenthalt am Cap gemacht habe. Unterdessen ließ er

zwey Mahl in der Woche eine gute Suppe von frischem Hammelfleisch der Mannschaft reichen.

Das war aber nur der Anfang von unsern Widerwärtigkeiten; denn außer dem Scharbock äußerte sich auch noch auf unserm Schiffe ein bösartiges Fieber, das vorzüglich die Matrosen angriff, und woran viele starben. Erst klagten die Kranken einige Tage lang über Kopf- und Magen-Schmerzen, Uibelkeit und Ekel. Viele starben beym ersten Anfall vom Fieber, andere nach zwey oder drey Tagen. Noch ehe sie todt waren, gaben diese Unglücklichen einen starken Leichengeruch von sich, der so stark zunahm, daß man sie eine halbe Stunde nach ihrem Verscheiden, ins Meer werfen mußte. Sie waren dann über und über mit schwarzen und blauen Flecken, sonderlich um Hals und Brust bedeckt, was einen gänzlichen Uibergang des Körpers in die Fäulniß anzeigte. Bey einigen kamen sogar diese Flecken zum Vorschein, noch ehe sie den letzten Athem von sich gegeben hatten.

Die Verheerungen, welche diese Krankheit anrichtete, verursachte eine große Bestürzung unter dem Schiffsvolke; es bildete sich ein, die Pest sey am Brod des Schiffs, und es kostete den Capitän große Mühe, es vom Gegentheil zu überzeugen, sonderlich die Offiziere, welche nur mit dem äußersten Widerwillen seine Befehle im Besuchen der Kranken befolgten, um Acht zu haben, daß man es ihnen, in dem jämmerlichen Zustand, in welchem sie sich befanden, an nichts fehlen lasse.

Zum Glück für uns wurde das Wetter günstiger, und wir konnten die Lucken offen lassen, was dazu diente, die böse Luft, die im Schiff herrschte, wenigstens zum Theil zu reinigen. Auch wachte der Capitän darüber, daß das Lokal, wo

die Kranken waren, das heißt, der Raum zwischen dem ersten und zweyten Verdeck, vollkommen reinlich erhalten wurde, und daß man beständig frische Luft hineinließ, was bey Tage, nach dem Duhamelschen Verfahren, durch ein trichterförmig angebrachtes Segel, und bey Nachtzeit durch Ventilatoren geschah. Man bediente sich nie des Wassers, um das Kranken-Gemach zu reinigen, damit nicht die Luft durch die Nässe noch mehr verdorben würde, sondern man zündete täglich Weyrauch oder Wachholderbeere an, und warf Essig und Schießpulver auf glühende Stückkugeln. So besprengte man auch mit Essig die Hangmatten der Kranken, und sie mußten sich damit alle Morgen den Mund ausspülen, und die Hände waschen.

Ihre Kost bestand in einer dünnen Hammelfleisch-Suppe mit Limoniensaft; den zweyten Tag gab man ihnen recht dicken Reiß, und den dritten erhielten sie Bier und Brod, zusammen gekocht, und ein wenig Wein. Ihr Frühstück war, Grütze und spanischer Wein. Die Genesenden speisten an einem besondern Tisch. Die ersten Tage gab man ihnen Grütze und Erbsen, ohne Fleisch und Speck, was ihr Magen nicht verdauen konnte, und geschah es, daß sie welches verstohlnerweise naschten, so wurden sie durch einen schleunigen Rückfall dafür gestraft.

Es waren gerade zwey Monathe und zehn Tage, nachdem wir das Kap verlassen hatten, als der wachhabende Matrose die Insel Java von ferne erblickte. Den andern Morgen und die folgende Tage wurden wir sie deutlicher gewahr. Die sehr hohen Gebirge dieser Insel, bis zur Spitze mit Gehölze bedeckt, gaben einen lachenden und anmuthigen Anblick.

Als wir uns der Insel näherten, kamen uns

eine Menge japanischer Barken mit Obst und Gemüse entgegen. Man schärfte dem Schiffsvolke ein, von diesem Obst mäßig zu essen, sonderlich von den Ananaßen, die zwar sehr anmuthig von Geschmack sind, aber oft Ruhren und gefährliche Durchfälle, hauptsächlich bey Scharbock-Kranken, veranlassen.

Endlich langten wir, nach einer Meer-Stille von einigen Tagen, auf der Rhede von Batavia an, und ließen den Anker fallen. Diese Rhede ist sehr geräumig, aber nicht tief, und hat einen schlammigten Grund. Die Tiefe nimmt sogar alle Jahre ab, da hingegen das Ufer zusehends wächst. Die große Anzahl kleiner Eylande, womit die Rhede angefüllt ist, schützt die Stadt vor Orkanen. Die Schiffe können, in geringer Entfernung von der Stadt ankern, und man fährt dann den Fluß in Barken hinauf. Ich begab mich den folgenden Tag mit dem Capitän nach dem Herrenlogement, einem großen und schönen Gasthof für die Fremden.

Wir hatten bey unserer Ankunft den Verdruß gehabt, weder das Schiff, der Bucentaur, auf welchem sich meine ganze Familie befinden sollte, noch den Pelikan auf der Rhede zu erblicken, der mit dem Syrius zu gleicher Zeit von Marseille ausgelaufen war. Doch auf die Bemerkung des Capitäns Bramapan überzeugten wir uns, daß dieser Verzug, so unangenehm er auch war, nichts ausserordentliches noch beunruhigendes hatte. Der Aufenthalt des Syrius am Kap, der einen Monath, ja deren zwey, dauern sollte, hatte nur eine Woche gewährt. Es war also wahrscheinlich, daß jene Schiffe nicht vermutheten, schon erwartet zu werden. Mit jedem Tag konnten sie zu Batavia eintreffen, und wir durften mit Zuversicht hoffen,

daß der Monath nicht verstreichen würde, ohne uns alle zu vereinigen.

Ich gestehe jedoch, daß dieses Harren mir wehe that, und mir mit jedem Tage lästiger wurde. Meine Gefährten riethen, unsern nothgedrungenen Aufenthalt zu Batavia zu benutzen, um Nachrichten von der Insel Java, ihren Bewohnern, und ihren Landesprodukten einzuziehen. Montval wünschte, einige Streifereyen in das Innere der Insel vorzunehmen, und naturhistorische Merkwürdigkeiten zu sammeln. Martin de la Bastide wollte einen Vulkan besuchen, der an 20 Stunden von Batavia gelegen ist. Kurz alle baten um Erlaubniß, von der Zeit, welche sie auf dieser merkwürdigen Insel zubringen mußten, einen ersprießlichen Gebrauch machen zu dürfen. Ich ertheilte ihnen diese Erlaubniß sehr gern, und suchte selbst mich und meine Grillen zu zerstreuen, indem ich, sowohl aus ihren Erzählungen, als aus meinen eigenen Beobachtungen, folgende Notizen sammelte.

Die große Insel Java ist südwärts vom Aequator, und unter einem Himmelsstrich gelegen, der bey den Alten für unbewohnbar wegen der zu großen Hitze galt, die nach ihrer Meinung, ihn so gänzlich unfruchtbar machte, das kein lebendiges Geschöpf es daselbst aushalten könnte. Diese falsche Vorstellung rührte daher, weil sie keine Kenntniß von dem innern, zwischen beyden Wendekreisen gelegenen Afrika, hatten, und in gleicher Unwissenheit befanden sie sich auch in Absicht auf Indien und auf die große Halbinsel diesseits des Ganges. Aber wir wissen aus den Entdeckungen der neuern Seefahrer, daß die so nahe am Aequator gelegenen Länder, weit entfernt unfruchtbar und unbewohnbar zu seyn, vielmehr eine, in Rücksicht auf ihren Umfang, verhältniß-

mäßig eben so große Volksmenge ernähren können, als die besten Gegenden der gemäßigten Himmelsstriche, sobald sie den erforderlichen Anbau erhalten.

Uibrigens war die Voraussetzung der Alten, daß die Hitze in diesen Ländern äußerst groß seyn müsse, nichts weniger als ungegründet, weil daselbst zweymahl im Jahr die Sonne im Zenith steht, und folglich ihre Strahlen fast immer senkrecht fallen. Allein, die Hitze wird, zum Glück, durch die Land- und See-Winde gemildert, welche auf der Insel Java wechselsweise das ganze Jahr herrschen. Da auch die Sonne immer, bis auf einige Minuten auf und ab, um sechs Uhr auf- und untergeht, so erfrischen die langen Nächte dergestalt die Athmosphäre, daß sie, zwey Stunden vor Aufgang, mehr kühl als warm ist, sonderlich für Personen, die bereits einige Zeit in diesen Ländern gewohnt haben.

Die Eingebornen der Insel sind allgemein unter dem Nahmen der Javaner bekannt, sowohl die von Bantam, als die aus den andern Königreichen, ausgenommen die Insulaner von Madura, welche nach dieser letzten Insel benannt werden.

Die Javaner haben ein schwarzbraunes Gesicht, schwarze, nicht tiefliegende Augen, eine kurze Nase, die jedoch nicht zu sehr abgestumpft ist, schwarze, lange Haare, einen Mund von mitterer Größe, und die obere Lippe ein wenig in Gestalt eines halben Monds aufgeworfen. Sie sind größtentheils von einer Statur, welche über die Mittelgröße geht, und durchgängig von einem angenehmen Aeußern. Ihren Verstandesfähigkeiten nach gleichen sie den meisten Völkern von Indien; das heißt, sie verrathen weder einen lebhaften Geist, noch viel Scharfblick; eben

so wenig scheinen sie einer anhaltenden Beschäftigung mit einer Sache fähig, und scheuen überhaupt Arbeit: Faullenzen und Wollust haben mehr Reiz für sie. Im Innern ihres Hauses leben die Javaner fast auf die Art der übrigen Nationen Indiens, und ein Gleiches gilt von mehreren andern Gebräuchen, als dem Grüßen, und dem Benehmen im Publikum.

Die Kleidung der Javaner ist äußerst einfach. Die Männer umwickeln ihre Haare mit einem Schnupftuch in Gestalt eines Turbans, und die Weibspersonen legen sie in einem Wulst auf dem Wirbel des Kopfs zusammen, und stecken sie mit einer langen Nadel fest. Da beyde Geschlechter große Stücke auf ihre Haare halten, die sehr lang und von einer blendenden Schwärze sind, so unterlassen sie nicht, solche täglich mit Kokosöhl zu salben. Die Tracht der Männer besteht aus einer langen, vorn mit einer großen Anzahl Knöpfe besetzten Weste; über die Weste ziehen sie den Kajin, der einem knappen Schlafrock gleicht, den sie um den Leib mit einem Gurt gürten. Bey den Reichen ist die Weste gewöhnlich von Brocat, und mit Gold oder Demanten gestickt. Beyde Geschlechter tragen Pantoffeln, mit abgestumpfter, und ein wenig aufgestülpter Spitze, allein nie tragen sie Strümpfe. Die Frauenzimmer haben um den Leib einen Rock, oder vielmehr eine Art Stoff, der bis zu den Füßen geht, und dem sie den schicklichsten Faltenwurf geben; der Ober-Leib ist mit einer Gattung kurzen Hemds bedeckt.

Man kann behaupten, daß die Javaner, im Allgemeinen den Putz und alles lieben, was zum Luxus gehört. Wenn die Reichen öffentlich erscheinen, so geschieht dieses immer unter dem Vortritt und im Gefolge einer zahlreichen Diener-

schaft, von welcher jedes etwas trägt, was zum Gebrauch des Herrn dient, als Tabackspfeife, Taback, eine Büchse mit Pinang, Spucknapf, Sonnenschirm u. s. w. Frauen von Stand lassen sich in Tragsesseln tragen, die oft reich verziert sind.

Die Waffen der Javaner bestehn aus verschiedenen Arten. Der Kri gleicht einem Hirschfänger, und wird sowohl von Armen als Reichen geführt. Die, gewöhnlich achtzehn Zoll lange, Klinge, ist entweder gerade, oder geschlängelt, oft damascirt, und zuweilen vergiftet. Die Scheide ist immer von Holz, und entweder gemahlt, oder mit Gold oder Silber beschlagen. Der Griff ist von Holz, und von einer besondern Gestalt. Die Javaner führen den Kri an der rechten Seite, und weit hinterwärts; gemeine Leute tragen ihn gewöhnlich auf den Rücken, an einer Schnur oder Art Wehrgehänge befestigt. Nebst dem Kri bedienen sie sich auch noch eines 6 bis 8 Zoll langen Dolches, den sie in den Gurt stecken. Leute von der niedrigsten Klasse, und Bediente, zeichnen sich durch eine Waffe, in Form eines sehr kurzen, aber breiten, Hackemessers aus, womit sie sich gewöhnlich den Weg durch das dicke Strauchwerk bahnen, wovon die Javanischen Wälder angefüllt sind. Sie tragen dieß Hackemesser auf den Rücken, in einer hölzernen, an einem Riemen hängenden, Scheid.

Die Tänze der Javaner, denen wir mehrmahlen beyzuwohnen Gelegenheit hatten, bestehn in verschiedenen Bewegungen des Körpers, der Arme und Beine. An der Spitze der Gesellschaft, die sich diesem Vergnügen widmet, befindet sich immer eine reichgeschmückte Dame, welche den Tanz mit einer von den Mannspersonen eröffnet, und dann nach einander, mit den übrigen zu tanzen fortfährt. Am Ende des Balls gibt jede Manns-

person einige Stücken Geld der schönen Tänzerin, welche dieses Geld mit den Musikanten theilt.

Die musikalischen Instrumente der Javaner sind eine Art Geige mit zwey Saiten, eine Trommel, auf die sie von beyden Seiten mit den Fingern schlagen, und ein sonderbares Instrument, aus mehrern Stücken Holz von ungleicher Länge bestehend, die mit den Enden auf ein hohles Holz gesetzt werden; sie hämmern dann mit einem kleinen, hölzernen Schlägel darauf, und entlocken so ihm Töne. Ferner bedienen sie sich einer Art kupfernen Kessels, der hängt, und zweyer kupfernen Becken, die sie in der Hand halten, und nach dem Takt gegen einander schlagen. Wenn diese Instrumente von geschickten Personen gespielt werden, so macht es kein unangenehmes, und sogar ziemlich harmonisches, Ganzes, sonderlich wenn man diese Musik von weitem hört.

Die Javaner zeichnen sich nicht durch Geschlecht = oder Familien = Nahmen aus; jeder führt den Nahmen, der ihm eigen ist, und den man mit unsern Familien Nahmen vergleichen kann. Eben dieser Nahme wird häufig nach Umständen, gewechselt. Wird ein Javaner der Vater eines Sohns, so ändert er seinen Nahmen; heißt der Sohn Tjoso, so nimmt der Vater den Nahmen Baba Tjoso, „Vater des Tjoso„, an; hat er mehrere Söhne; so wird der Vater immer den Nahmen des jüngsten führen.

Obgleich die Insel Java nur einen Umfang von mittler Größe hat, so ist sie doch in verschiedene Königreiche und Fürstenthümer getheilt, deren Souveräne oder Oberhäupter mehr oder weniger von der holländischen ostindischen Gesellschaft abhängig sind. Bantam wird von einem König regiert, Surikarta von einem Kaiser, Djokjarkta von einem Sultan. Alle diese kleinen

hen Monarchen prunken überdieß, nach der Weise der Morgenländer, und nach Verhältniß ihrer Macht und Staatengröße, mit einer Menge pomphafter Titel.

Batavia, diese berühmte Stadt, deren Rhede gleichsam als der Stapel des indischen Handels angesehen werden kann, ist groß und schön, und würde ein herrlicher Aufenthalt seyn, wenn die Luft minder ungesund wäre. Der Ruf, und die Beobachtungen des Martin de la Bastide hatten uns schon vor dieser Ungesundheit gewarnt. Wir ergriffen alle mögliche Vorsichts-Maaßregeln, um keine schlimme Wirkung davon zu spüren.

Die Gassen sind zu Batavia nicht gepflastert, weil die, von der brennenden Sonne erhitzten Steine, die nackten Füsse der Sklaven und der Pferde versengen würden, die hier zu Lande nie beschlagen werden. Doch bemerkt man in den meisten großen Straßen eine Lage Steine, welche für die europäischen Fußgänger bestimmt sind. Die Kanäle, so die Gassen durchschneiden, sind an mehreren Stellen mit Batterien versehen, worauf Kanonen stehen, welche bey einem Auflauf die Kanäle und Gassen bestreichen können. Man hat sich zuweilen in der Nothwendigkeit gesehen, dieß Mittel gebrauchen zu müssen, um die Sklaven oder Javaner zu zwingen, in ihren Häusern zu bleiben, wenn ein Aufstand ausbrach.

Gegen das Innere der Insel hat Batavia eine sehr schöne und große Vorstadt, von Europäern, Sinesern und andern indischen Nationen bewohnt. Außerhalb dieser Vorstadt findet man eine große Anzahl Landhäuser und schöne Gärten, welche den reichsten Einwohnern der Stadt gehören. Es gibt sechs Kirchen zu Batavia, nähmlich zwey für die Reformirten, eine für die Por-

tugiesen, eine für die Lutheraner, die Spital-Kirche, und die Kirche der Citadelle.

Vor dem einen Thore steht die, auf Kosten eines protestantischen Predigers, Nahmens Moore, erbaute Sternwarte. Seit dem Tode dieses Gelehrten wird kein Gebrauch mehr davon gemacht. Die holländische ostindische Gesellschaft besitzt in der Stadt eine Buchdruckerey, die sehr gut unterhalten ist, und eine schöne Bibliothek, deren Katalog 1752 gedruckt wurde.

Die Bewohner dieser großen Stadt bestehn aus verschiedenen indischen Nationen, welche der Handel und merkantilische Speculationen vereinigt haben. Außer den Javanern, d. h. den Eingebornen der Insel Java, gibt es zu Batavia eine große Menge Sineser, welche, wie die Amsterdamer Juden, einen sehr ausgebreiteten Schacher und Handel, und viele Künste und Gewerbe treiben. Häufig halten sich auch Sineser noch auf dem umliegenden Lande und im Innern der Insel auf. Die zu Batavia niedergelassenen Europäer sprechen durchgängig holländisch. Die andern Nationen und die Sklaven bedienen sich des malayischen, welche Sprache in Ostindien am ausgebreitetsten ist; versteht ein Fremder diese Sprache, so wird er sich überall durchhelfen können; das Malayische ist in Indien, was das Französische in Europa ist.

Die Wohnungen der Javaner gleichen mehr Hütten als Häusern. Sie sind aus einem Geflechte von gespaltenen Bambusröhren gemacht, das man mit Thon überzieht; Cocos-Blätter bilden das Dach. Der Eingang ist niedrig, und sie haben weder Thüren noch Fenster. Das ganze Haus hat gemeiniglich nur ein Zimmer, wo durch einander Mann, Frau, Kinder, und zuweilen auch ihre Hühner wohnen, die sie in Menge halten.

Sie suchen sich für ihre Wohnstätten ein schattiges Plätzchen, und gibt es keins in der Gegend so pflanzen sie Bäume dahin. Die Wohlhabenderern suchen sich mehr Bequemlichkeiten zu verschaffen; allein, im Ganzen genommen, leben sie äußerst erbärmlich. Ihre Hauptnahrung besteht aus gekochtem Reiß und etwas Fisch, und Wasser ist ihr ganzes Getränke. Sie lieben sehr den Rack, wenn sie sich welchen verschaffen können. Sie kauen beständig Pinang oder Betel, und zuweilen auch eine gewisse Art Tabak, der auf der Insel Java wächst, und nach ihr benahmt wird. Sie rauchen diesen Tabak gleichfalls aus Pfeifen von Schilfrohr, und vermischen ihn dann oft mit Opium, um ihren Lebensgeistern mehr Schwungkraft zu geben, obgleich der anhaltende Gebrauch dieser Specerey mehr dient, sie abzuspannen. Ich habe welche von diesen Opium-Rauchern gesehen, die, unbeweglich wie Bildsäulen, mit starren aufgerissenen Augen da saßen, ohne ein einziges Wort vorbringen zu können. Sie haben weder Tische noch Stühle, und setzten sich auf Matten, die Beine kreuzweise untergeschlagen. Sie kennen auch den Gebrauch der Löffel, Gabeln und Messern nicht, deren Stelle bey ihnen die Finger vertreten. Eine von ihren Haupt-Vergnügungen ist, der Hahnen-Kampf. Sie erziehen zu dem Ende welche von diesen Thieren von der großen Art, und so arm sie auch sind, so verkaufen sie lieber Alles, was sie haben, als daß sie diese Kampf-Hähne weggeben sollten. Für die Erlaubniß dergleichen Hähne halten zu dürfen, bezahlen sie der Kompagnie eine Abgabe, die jährlich zu Batavia verpachtet wird, und unter den Einkünften des Königreichs Jackatra mit begriffen ist. Im Jahr 1770 trug dieser Pacht monathlich 420 Gulden ein; allein diese Art Steuer trifft nur die Ein-

wohner von Jackatra. Sie sind sehr geschickte Ballon-Spieler, den sie mit ungemeiner Fertigkeit und Gewandtheit wechselsweise mit Fuß, Knie und Ellbogen zu schlagen verstehn, und ihn so lange Zeit in Bewegung und in der Luft erhalten, ohne daß er die Erde berührt. Dieser Ballon, so dick wie ein Menschenkopf, ist von Schilfrohr gemacht, und inwendig hohl.

Der Mohammedismus ist die Religion dieser Insulaner: doch versichert man, es gebe im Innern des Landes, jenseits der Gebirge, noch einige alte Götzendiener. Die Mohammedaner haben zu Batavia Moskeen, unter welchen die von Schiribon die berühmteste ist. Sie hegen große Ehrfurcht vor den Gräbern ihrer Heiligen, und strafen diejenigen streng, welche sich auf denselben, oder nur in ihrer Nähe, eine Unreinlichkeit erlauben. Sie haben Aerzte von beyden Geschlechtern, welche durch die Kenntniß gewisser Kräuter, so die Insel erzeugt, die auffallendsten Kuren verrichten. Diese Aerzte, ob sie gleich nicht die geringste Kenntniß vom innern Bau des menschlichen Körpers haben, werden doch, selbst von den Holländern zu Batavia, mehr consulirt, als Aerzte, die in Europa studirten. Bey allen ihren Operationen unterlassen sie nie, den leidenden Theil stark mit zwey Fingern der rechten Hand zu reiben, die sie mit der linken Hand drücken, und von oben nach unten streichen, nachdem sie den kranken Theil mit einem gewissen pulverisirten, in Wasser oder Oehl geweichten, Holz gesalbt haben.

Die Bemerkungen, die wir über die Thiere auf Java anstellen konnten, waren von geringem Belang. Die Art Büffel, die man zu Batavia als Hausthier findet, weicht wesentlich von dem wilden, afrikanischen Büffel ab. Die Ja-

vanischen Büffel sind kleiner, als die vom Cap, und wälzen sich gern in Morast und Koth. Es ist zwar gelungen, sie zu zähmen, und vor Karrn zu spannen; allein sie haben immer etwas von ihrem wilden Charakter beybehalten. Das Fleisch dieser Büffel wird zu Batavia nicht geachtet, und sogar die Sklaven und Matrosen mögen es nicht essen.

Die Javaner nähren sich hauptsächlich von Geflügel, und von Fischen, woran das Meer und die Flüsse einen Uiberfluß haben.

Man hat die Schaaf-Zucht versucht; allein das zu heiße, hiesige Klima scheint der Fortpflanzung dieses nützlichen Thieres hinderlich zu seyn. Die Schaafe, welche zuweilen vom Cap nach Batavia gebracht werden, bleiben nicht lange am Leben, es wäre denn, daß man sie in das Innere der Insel, oder nach den blauen Bergen schickte. Die Waldungen der Insel dienen einer großen Anzahl wilder Schweine zum Aufenthalt, welche oft die Reiß- und Zuckerpflanzungen verwüsten. Als Mohammedaner tödten und essen die Javaner kein Schwein, sie vermehren sich also auf eine unglaubliche Art.

Die Krokodille, die ziemlich gemein auf Java sind, halten sich vorzüglich an den Mündungen großer Flüsse auf. Bey unsern Streifereyen ins Innere des Landes, erblickten wir sie oft auf Sandbänken schlafend, wenn unser Weg längs der Flüsse hin ging. Die Javaner, große Liebhaber vom Baden, vermeiden sorgsam die Stellen, wo Krokodille sich aufhalten. Sie haben eine eigene Manier, sie mittelst eines hölzernen Haken zu fangen, der an einem von Baumwollengarn lose-geflochtenen Strick befestigt ist. Dieses klingt Anfangs sonderbar, wenn man bedenkt, daß das Krokodill mit seinen scharfen Zähnen den

stärksten Strick leicht entzwey beißt. Allein weil der Strick, dessen sich die Javaner bedienen, nur locker geflochten ist, so wickelt er sich zwischen die Zähne des Thieres, und das Krokodill, das den hölzernen, mit der Aetzung versehenen Haken geschluckt hat, ist gefangen, und wird von dem, der die Falle ihm gelegt hat, nun todtgeschlagen.

Die fliegende Eidechse, die sich, sonderlich in den heißen Stunden, und in großer Menge vor der Stadt zeigt, gleicht in der Luft unsern Fledermäusen. Viele Arten Heuschrecken, von einer Gattung, welche, nach Montvals Versicherung, den Nahmen Mantis führt, sind hier sehr häufig. Unter den Cigaden, oder Heimchen, zog sonderlich eins unsere Aufmerksamkeit auf sich. Dieses kleine, in den Waldungen der Insel ziemlich gemeine Insect, gibt einen sehr starken Laut, fast wie einen Trompeten-Stoß von sich. Es hält sehr schwer, eins ausfindig zu machen. Seine Farbe, und dann seine Weise, sich dicht an Baumstämme oder große Aeste zu schmiegen, entzieht es fast immer dem Blick des Suchenden.

Die mancherley Arten von Getraide, die wir in Europa bauen, sind auf Java, so wie im übrigen Ostindien, unbekannt, wo das zu heiße Klima ihrer Cultur nachtheilig ist. Reiß ersetzt ihren Mangel zur Gnüge, und die Javaner bauen ihn mit großen Gewinn, sonderlich in den niedrigen Gegenden der Insel, wo die Felder häufigen Uiberschwemmungen ausgesetzt sind. Unterdessen ärndtet man auch welchen in einigen hochgelegenen Theilen der Insel, wo dieses Produkt, troz des Mangels an Wasser sehr gut gedeiht. Ehe die Javaner den Reiß kannten, bauten sie zu demselben Gebrauch eine Art Hirse, deren Cultur sie seitdem aufgegeben haben. An einigen

Orten findet man auch noch Mais-Felder; aus welchen man jedoch weniger macht, als aus Reiß. Der Javanische Reiß wird im Handel nach dem Japanischen für den besten gehalten. Er ist von einer blendenden Weiße.

Der Reiß macht nicht allein die Haupt-Nahrung der Einwohner aus, sondern es wird auch noch eine große Menge zum Rack-Brennen verbraucht. Das Brennen im Großen von diesem Getränke ist an eine Gesellschaft Sineser verpachtet, welche zu dem Behuf außerhalb Batavia mehrere ansehnliche Brennereyen besitzt. Sie nehmen dazu, außer dem Reiß, den sie in Wasser gähren lassen, eine gewisse Quantität Zuckersyrup und Cocos-Milch. Man unterscheidet nach dem Grad der Stärke drey Gattungen von Rack. Die erste und schwächste wird vorzüglich von den Sinesern getrunken: sie trinken ihn warm aus Porcellantassen, wenn sie sich an Festtagen etwas zu gut thun wollen.

Der Aufenthalt auf Java würde im Ganzen genommen sehr angenehm seyn, wäre nicht das Land, und sonderlich die Stadt Batavia so ungesund. Doctor Codonel stellte mehrere Beobachungen über diese Schädlichkeit der Luft an; er brachte sogar eine Abhandlung zu Papier, und händigte sie mir ein, um sie dem Statthalter mitzutheilen. Diesen, für die holländische Kompagnie so wichtigen Gegenstand, und der es überhaupt für jeden Reisenden ist, welcher zu Batavia anzulegen genöthigt wird, hatte der Doctor aus folgendem Gesichtspuncte gefaßt.

Beobachtungen und Erfahrung, sagt er, haben jederzeit bewiesen, daß sumpfige und holzige Gegenden, sonderlich in heißen Himmelsstrichen, für die Gesundheit der Einwohner höchst schädlich und sogar tödtlich werden, und dieß nach

dem Verhältniß der größern oder geringern Nähe bey diesen stehenden Gewässern, oder bey den sie umgebenden Holzungen, welche die gefährlichen Dünste dieser Sümpfe abhalten, sich in die Luft zu erheben, und von den Winden zerstreut zu werden.

Alle diese Umstände finden mehr oder weniger bey Batavia u d den umliegenden Gegenden der Küste statt. Wenn man aus der Stadt und längs dem Meer hingeht, muß man wenigstens eine starke Meile zurücklegen, ehe man einen festen Sand-Strand antrifft.

In dieser ganzen Strecke setzt das Meer seine Unreinigkeiten an, die bey der großen Hitze schnell in Fäulniß gehn, und die Luft mit giftigen Ausdünstungen verpesten. Dieß geschieht sonderlich zur Zeit des schlimmen West-Mousson's, weil dann die Küste einen größern Theil Schlamm zugeführt erhält. Dieser Schlamm wird bald mit Buschholz und anderen Sumpf-Gesträuchen bewachsen, wodurch der vom Meer angespülte Bodensatz Haltung gewinnt; und auf diese Art nehmen denn diese Schlamm-Ansätze und die giftigen Ausdünstungen unaufhörlich zu, und letztre verbreiten sich in der Stadt, wohin sie von den Nord-West-Winden geführet werden.

Es gibt in der Nähe noch mehr niedriges Land, vorzüglich westwärts von Batavia; es liegt zu entfernt von der See, als daß es von ihr überschwemmt werden könnte, allein es steht demohngeachtet bey den starken Regengüssen, die um diese Zeit auf Java fallen, sehr oft unter Wasser, und bildet dann im Innern große Moräste, mit großen Bäumen bedeckt, deren Ausdünstungen die Luft vergiften.

Das sind aber nicht die einzigen Ursachen von Bataviens Ungesundheit; es gesellen sich noch

zwey andere dazu, durch welche sie den höchsten Grad erreicht: nehmlich erstlich, daß das Wasser in den Kanälen der Stadt so wenig circulirt, und zweytens, daß die Zahl der Einwohner sich so beträchtlich verringert hat. Die Schuld von ersterm liegt daran, daß der Fluß, welcher das meiste Wasser der Stadt zuführt, durch Anlegung des Kanals Slokhaan, sehr stark geschwächt worden ist, dem er in den Bergen einen Theil seines Wassers abgeben muß, das durch den Kanal neben der Stadt vorbey geleitet wird.

Die Entvölkerung der Stadt hingegen, rührt von der Abnahme ihres Handels her, der sonst so blühend war, daß es für die Menge der Einwohner nicht Häuser genug gab. Jetzt stehen die Häuser leer, welche damahls von reichen Kaufleuten bewohnt wurden, und aus ihren Magazinen hat man Ställe gemacht. Diese unbewohnten, und nicht einmahl gereinigten Häuser erzeugen eine mephitische Luft, welche sich den anstoßenden mittheilt, und so die ganze Athmosphäre ansteckt. Dadurch vermehrt sich dann die Sterblichkeit, wie dieß aus den, in dem untern Theil der Stadt, oder dem nördlichen Viertel, angestellten Beobachtungen erhellt, wo weit mehr Menschen sterben, als in dem obern Theil.

Das Schloß, welches jetzt für die ungesundeste Gegend der Stadt gehalten wird, war es vor einigen dreyßig Jahren gewiß eben so sehr. Aber damahls wurden die, für den Gouverneur und die Ober-Beamten bestimmten, Gebäude von ihnen bewohnt, statt daß sie jetzt leer stehn und einfallen, so daß die unglücklichen Unter-Beamten, die nicht reich genug, und aus Noth gezwungen sind, da zu wohnen, das Opfer der Ungesundheit werden, welche hier aus Mangel an Unterhaltung und Reinlichkeit herrscht. Die Solda-

ten, die zum Theil die Baracken bewohnen, und die Seeleute, die auf dem Werft einquartirt sind, befinden sich in demselben Fall. Ein großer Theil der Einwohner ist sogar ganz aus der Stadt weggezogen und wohnt auf Landhäusern, und zwar so weit entfernt, als ihr Einkommen oder ihre täglichen Geschäfte nur immer erlauben. Ihre Häuser in der Stadt bleiben unterdessen ganz, oder doch wenigstens den größten Theil des Jahres, unbewohnt. Dieses Verlassen nimmt alle Jahre Mehr zu, und es läßt sich vorhersehen, daß in Kurzem Batavia ganz entvölkert seyn werde. Auch sind die Häuser im Werth um drey Viertel gefallen, und dieß seit ohngefähr 30 Jahren.

Das sind die Haupt-Ursachen, welche den Aufenthalt zu Batavia so gefährlich machen. Allein man würde irren, wenn man ihnen allein die entsetzliche Sterblichkeit zuschreiben wollte, welche unter den Europäern in dieser Stadt herrscht. Es gibt noch andere Ursachen, die man in der physischen Beschaffenheit ihrer Athmosphäre nicht suchen muß. Eine der vornehmsten darunter ist, daß seit mehreren Jahren die Menschen, die man dahin schickt, nicht mehr die Gesundheit mitbringen, welche vor fünfzig Jahren die neuen Ankömmlinge hatten. Die seit 1740 Jahren immer steigende Theurung der Lebensmittel in Holland, drückte sonderlich auf den armen Theil des Volks, wie das überall der Fall war; letzterer sah sich dadurch gezwungen, seine Zuflucht zu schlechtern Nahrungsmitteln zu nehmen, was gewiß einen großen Einfluß auf seine Gesundheit gehabt hat. Diese Leute aus den untersten Volksklassen (und andre treten selten in die Dienste der Kompagnie) besteigen das Schiff mit einem schon geschwächten und untergrabenen Körper, und die Mühselig-

keiten, welche das Loos der Seefahrer sind, der enge Kerker, in dem sie sich eingeschlossen befinden, und die Schwermuth, worin sie natürlich der Gram über den Abschied von ihren Freunden und ihrem Vaterlande stürzt, verschlimmern ihre Säfte vollends.

In diesem Zustand der Entkräftung langen sie zu Batavia an, was einer der ungesundesten Oerter auf der Welt ist; ihre Kost schränkt sich auf etwas Reiß nud Salz-Fisch ein, wozu der Misbrauch des Obstes und der starken Getränke sich gesellt, und so ist es, so zu sagen, eine Unmöglichkeit, daß sie nicht allen diesen vereinten Ursachen schnell unterliegen sollten.

Allein nicht bloß die Soldaten füllten die Mortalitäs-Tabellen. Dasselbe hat auch, im Bezug auf die Seeleute, statt, auf welche jedoch nicht durchgängig Alles eben gesagte paßt. Denn diejenigen von ihnen, welche seit ihrer Kindheit in diesem Stande aufgewachsen sind, haben mehrentheils eine bessere Kost bekommen, und folglich auch ein gesunderes und robusteres Temperament erhalten. Da hingegen die, welche so zu sagen, nur Matrosen heißen, ohne je ein Schiff bestiegen zu haben, und welche die größte Zahl ausmachen, auf demselben Fuß betrachtet werden müssen, wie die Soldaten.

Personen, die nie in Ländern gewesen sind, welche unter dem heißen Erdgürtel liegen, und die treuherzig den lügnerischen Beschreibungen einiger Reisenden Glauben beymessen, stehn in der Uiberzeugung, die unmäßige Hitze mache den Aufenthalt zu Batavia so ungesund. Allein die Gesundheit, deren man in mehreren Ländern genießt, wo gleiche drückende Hitze waltet, beweiset zur Gnüge das Gegentheil. Zu Surate, zum Beyspiel, und zu Bengalen, wel-

che für die gesundesten Landstriche Indiens gelten, ist zuweilen die Hitze stärker, als auf Java. Noch mehr, zu Batavia wird die Hitze durch die regelmäßig wehenden Land- und See-Winde gemäßigt, wovon die letztern um eilf Uhr des Morgens, und die erstern um zwey Uhr des Nachmittags bis fünf Uhr des Abends sich erheben, da sie am stärksten sind; dann treten um 8 oder 9 Uhr des Abends die Seewinde an ihre Stelle, und halten bis früh 7 oder 8 Uhr an. Allein die Windstillen, welche in der Zwischenzeit, wo diese Winde sich ablösen, statt finden, sind nichts weniger, als wohlthätig. Die Art Stockung oder Stillstand, die dann in der Luft, sonderlich des Abends herrscht, bevor sich der Lauwind erhebt, unterdessen die, von der Tageshitze in die Athmosphäre emporgezogene Dünste, in der niedern Region schwebend bleiben, gewährt eine äußerst schädliche Respiration. Deswegen ist auch die Abendluft der Gesundheit so nachtheilig. Und doch haben viele Einwohner die Gewohnheit, sich dann vor ihre Hausthüren zu setzen, weil es in den Häusern dann ungleich heißer ist, als auf der Gasse.

Dieß sind die wahrscheinlichen Ursachen von Bataviens Ungesundheit. Die holländische Regierung sollte darauf denken, ihnen abzuhelfen: es ist das einzige Mittel, den Ruin dieser, für ihren Handel so wichtigen Niederlassung abzuwenden.

Der Gouverneur von Batavia nahm den Aufsatz des Doctor Codonel sehr gut auf, und dankte ihm auf das verbindlichste dafür; zu gleicher Zeit merkte er aber an, daß außer den angeführten Ursachen von der Ungesundheit der Stadt, es deren noch mehrere gebe, die

man noch nicht entdeckt habe, und von denen man sich keinen Grund angeben könne.

Das alles mußte uns fürchten machen, wir möchten bey einem verlängerten Aufenthalt zu Batavia, selbst Ofer dieser Art Pest werden, welche, vorzugsweise, die Fremden wegzuraffen pflegt.

Um dieser Gefahr zu entgehn, nahmen wir die Einladung einiger europäischen Kaufleute an, die uns vorschlugen, mit ihnen am Hof eines Fürsten der Insel, einem Kampf wilder Thiere beyzuwohnen, wobey sich eine Menge Zuschauer einfinden würden.

Dergleichen Kämpfe gehören unter die Haupt-Vergnügungen der javanischen Fürsten. Auf uns machten sie einen Eindruck des Entsetzens, der sich schwer schildern läßt.

Wenn man einen Tyger sich mit einem wilden Büffel messen lassen will, so schaft man die beyden Thiere in großen Käfigen auf eine zum Kampfplatz erkohrne Ebene. Diese Ebene wird rings herum mit einer vierfachen Reihe, von mit Picken bewaffneter Javaner eingeschlossen, um den Thieren die Flucht abzuschneiden, was nie geschieht, ohne daß nicht einige von diesen unglücklichen Soldaten, das Opfer dieser wilden Bestien werden.

Ist alles in Bereitschaft, so öffnet man von oben den Käfig des Büffels, und reibt seinen Rücken mit gewissen Blättern, welche die sonderbare Eigenschaft haben, sobald man sie nur berührt, die unerträglichsten Schmerzen zu verursachen: auch hat man ihnen den Nahmen Büffel-Blätter beygelegt. Ist durch diesen brennenden Schmerz das Thier recht wüthend geworden, so öffnet man die Thüre des Käfigs, aus welchem es sogleich mit fürchterlichem Gebrülle stürzt.

In demselben Augenblick wird auch der Käfig des Tygers aufgemacht, und Feuer hineingeworfen, um ihn heraus zu treiben, welches er gewöhnlich rücklings thut. Sobald er den Büffel gewahr wird, springt er auf ihn zu, und dieser erwartet ihn, mit auf die Erde gelegten Hörnern, um ihn zu empfangen, und in die Luft zu schleudern. Gelingt ihm dieß, so verliert oft der Tyger die Lust, einen neuen Versuch zu wagen, wenn er wieder auf den Beinen steht. Ist er aber geschickt genug, um dieser List des Büffels auszuweichen, so packt er im am Halse, oder an einem andern Theil des Leibes, und reißt ihm ganze Stücken Fleisch aus. Gewöhnlich bleibt jedoch der Büffel Meister vom Schlachtfelde.

Die Javaner, denen das gefährliche Amt übertragen ist, diese Thiere aus ihren Käfigen zu lassen, dürfen, wenn sie diese Obliegenheit erfüllten, nicht eher vom Platz weichen, bis sie, zu wiederholtenmahlen, den Fürsten gegrüßt haben, der ihnen dann winkt, sich zu entfernen, und ihre Stellen in den Reihen der andern Javaner einzunehmen, was sie aber niemahls laufend, sondern in langsamen Schritt thun müssen.

Diese Fürsten lassen auch zuweilen Tyger mit Missethätern kämpfen, die des Todes schuldig sind. Man reibt zuerst den Leib dieser Unglücklichen, über und über, mit Borry, oder Curcuma, Gelbwurz; man bekleidet sie dann mit einem kleinen, gelben Kamisol, und bewaffnet sie mit einem Kri, worauf sie zum Kampfplatz gebracht werden.

Der Tyger, den man hat lange fasten lassen, fällt wüthend den Javaner an, und reißt ihn gewöhnlich mit den ersten Tatzen-Schlag zu Boden; doch sollte dieser so glücklich seyn, um dem Thier zuvorzukommen, und es zu verwun-

den, so befiehlt ihm der Fürst, den Tyger anzugreifen, und da diesen seine Wunden noch schrecklicher gemacht haben, so wird der Javaner fast immer seine Beute. Doch sollte es ihm auch gelingen, so muß er demohngeachtet, auf des Fürsten Befehl, den Tod erleiden.

Nach einigen Tagen Aufenthalt an dem Hof des Fürsten, wohin uns diese Thier-Kämpfe gelockt hatten, kehrten wir nach Batavia zurück, und konnten nicht anders, als die gefällige Aufnahme rühmen, die wir bey den Herren vom Kaufmanns-Stande fanden.

Die Einwohner von Batavia unterscheiden sich von den in andern Welttheilen ansäßigen Holländern, durch eine beyspiellose Gastfreyheit. Ein Fremder, der nach Batavia kommt, braucht wegen seines Tisches nicht in Verlegenheit zu seyn. Die Personen, welche Stellen bekleiden, und die Reichen, geben gewöhnlich zweymahl in der Woche offene Tafel, wobey außer den Gebetenen, auch noch die Fremden Zutritt haben, die man mitbringen will. Hat ein Fremder nur irgend eine Adresse an ein angesehenes Haus, so ist der Aufenthalt zu Batavia nicht kostbar für ihn. Er braucht sich nur ein kleines Logis zu miethen, und einen Sklaven zu seiner Bedienung zu kaufen; das ist ohngefähr der ganze Aufwand, den er während seines Hierseyns zu machen hat. Die Gastfreyheit der Einwohner übernimmt das Uibrige.

Die Mannigfaltigkeit von Nationen, die man auf den Gassen von Batavia antrifft, und die eine große Handels-Thätigkeit verräth, ist für einen Fremden äußerst unterhaltend. Die Sineser sind die Juden dieses Landes: sie treiben alle Arten von Gewerbe, und einige ausschließlich. Ich habe sie einen Theil der Wund-

arzneykunst üben sehn, der in Europa gänzlich unbekannt ist; ich meine die Kunst die Ohren zu säubern, und mit kleinen Instrumenten und der größten Geschicklichkeit, die Unreinigkeiten herauszuziehen, die sich darin anhäufen. Auch haben die Sineser die Mauth der Stadt gepachtet; große Ballen werden von ihnen auf eine sehr glimpfliche Art visitirt, und kleine Packete darin nie geöffnet.

Die Anzahl der Sklaven von den verschiedenen indischen Nationen, die man in den Häusern zu Batavia antrifft, übersteigt allen Glauben. Eitelkeit und das Klima tragen dazu bey; denn für dieselbe Arbeit, die in andern Theilen Indiens einen einzigen Sklaven erfordert, braucht man zu Batavia deren zwey oder drey. Die Prachtsucht heischt überdieß einen gewissen Prunk des Luxus, von welchem die Einwohner von Batavia große Liebhaber sind.

Unter diesen Sklaven findet man nie welche aus der Insel Java selbst. Die Javaner werden als ein freyes Volk angesehn, und gehorchen nur Obern von ihrer Nation. Sie sind Mohammedaner. Ihre Sprache weicht von der Malayischen ab. Die Malayische Sprache dünkt uns eine Mundart der Arabischen. Um sie zu schreiben, bedient man sich arabischer Schriftzüge. Die Bibel ist zum Theil in diese Sprache übersetzt. Auch hat man einige Gebetbücher, Grammatiken und kurzgefaßte Wörterbücher von dieser Sprache. Sie ist sehr einfach, leicht zu lernen, und sehr wohlklingend.

Der General-Gouverneur von Batavia genießt hier aller Rechte eines Monarchen, und erscheint nie anders, als mit der größten Pracht im Publikum. Wenn er in seiner Staats-Karesse ausfährt, reiten seine Stallmeister, zwölf Gar-

bisten und zwey Trompeter voraus, ein weißer und vier schwarze Läufer machen ebenfalls den Vortrab, und an jedem Kutschenschlag befindet sich ein Officier zu Pferd. Zuweilen läßt sich der Gouverneur von 50 oder 60 Reitern begleiten, die ein Kornet oder Unterofficier anführt.

Jedermann, der ihm begegnet, muß ihm die größte Ehrerbietung bezeigen. Die Fußgänger bleiben stehen, und die in Wagen Fahrenden sind gezwungen, auszusteigen. Nur die Rathsherrn sind von dieser Etikette ausgenommen.

Zwey und dreyßigstes Kapitel.

Rolando wird mit einigen seiner Gefährten zu einem Naturforscher zu Gaste gebethen, der in der Nachbarschaft von Batavia wohnt — wie sie empfangen werden — Beschreibung des Orang=Utang, eine Affen=Art der Insel Borneo — Der Naturforscher läßt sich, bey Gelegenheit einiger Gerichte des Gastmahls, in weitläuftige Erörterungen ein — Ankunft des Schiffs, der Pelican zu Batavia — Rückkehr Rolando's nach dieser Stadt — episodisches Gemählde von Bengalen.

Schon zwey Monathe erwarteten wir zu Batavia die Ankunft des Pelicans und des Bucentaur's. In meiner Besorgniß über das Schicksal von dem, was mir das liebste auf der Welt war, machte ich mir tausend traurige Vorstellungen. Das hohe Alter meines Vaters, Donna Maria's schwache Gesundheit, die zahllosen Gefahren einer langen Fahrt, Alles erschreck-

te meine Einbildungskraft, Alles trug bey, meine Ruhe zu stören.

Meine Gefährten bothen Alles auf, meine Grillen zu vertreiben, und meine Niedergeschlagenheit zu zerstreuen. Montval hatte bey seinen Streifereyen die Bekanntschaft eines holländischen Naturforschers gemacht, der ihm viele Freundschaft erzeigte, und sich sogar von ihm hatte versprechen lassen, ihn mit einigen von uns wieder zu besuchen, und zu Mittag bey ihm zu speisen. In der Uiberzeugung, daß die Unterhaltung mit einem Gelehrten, und die Besichtigung seines Kabinets, mir einige Zerstreuung gewähren könnten, drang Montval in mich, von der Zahl der Gäste zu seyn. Er lag mir so dringend an, daß es mir ohnmöglich war, es auszuschlagen. Es wurde daher ausgemacht, daß diese Parthie morgen statt haben sollte.

Sobald meine Gefährten erfuhren, daß ich Montvals Einladung angenommen hätte, so stritten sie sich darum, wer an der Parthie Theil nehmen sollte. Unter denen, welche sich am eifrigsten um diesen Vorzug bewarben, war, wie man leicht denken kann, der alte Signier, der von Montval erfahren hatte, daß der Schmauß glänzend seyn werde. Wir machten uns, am folgenden Tage, noch vor Aufgang der Sonne, auf den Weg, um die große Hitze zu vermeiden. Eine angenehme Kühle schien uns die Reise zu verkürzen, doch so, wie die Sonne am Himmel stand, fingen wir an, Ermüdung zu spüren, und es regte sich lebhaft in uns der Wunsch, die Wohnung des Naturforschers bald zu erreichen.

Montval hatte uns versichert, sie liege keine zwey Stunden von Batavia entfernt, und in der gewissen Hoffnung, noch zur Frühstücks-Zeit einzutreffen, hatten wir gar keine Erfrischun-

gen mitgenommen. Allein Montval hatte sich selbst betrogen, und uns in Irrthum geführt. Er hatte den Weg unterm Botanisiren zurückgelegt, und so hatte ihm die Zeit kurz geschienen. Uiberhaupt war ihm durch seine vielen scientivischen Wanderungen das Reisen zu Fuß so zur Gewohnheit geworden, daß die Länge einer Entfernung ihm gar nicht auffiel, und das Ersteigen eines Bergs ihm nur ein Spaß dünkte.

Der alte Signier hingegen zählte gewissermaßen jeden Schritt, und ertrug höchst ungern die Strapatze und die Langeweile eines längern Marsches. Er beklagte sich bitterlich, daß Montval ihn mit seinen Vorspiegelungen betrogen habe, und um nicht beschuldigt zu werden, daß er nur an sich denke, vielleicht auch um desto freyer reden zu können, affektirte er überlaut zu sagen, es sey ein recht heimtückischer Streich; ich müßte von Ermattung, von Hunger und Durst ganz aufgerieben seyn; Montval verdiene meinen ganzen Zorn; und er begriffe nicht, wie ich es ihm verzeihen könne.

Indem der alte Signier so sprach, zog er die Uhr heraus, und erlangte mit jedem Schritt neue Beweise, daß das Gut des Naturforschers viel weiter von Batavia entfernt sey, als Montval angegeben hatte. Die Frühstücksstunde war schon lange vorüber, der Hunger stellte sich bey mir ein; doch, gefaßter, als der alte Signier, suchte ich mich zu zerstreuen, und mich vom Gefühl dieses Bedürfnisses abzuziehen; ich erreichte auch meinen Zweck mit einem Glück, das mich selber Wunder nahm.

Wahr ist es, es würde schwer halten, gräßlichere Wege anzutreffen, als die, so wir jetzt durchwandelten. Eben so unmöglich läßt sich eine Vorstellung von der Hitze machen, die wir auf unserm

Marsch auszustehen hatten. Die Anhöhen, die wir erstiegen, die wilden Gräben, die wir durchwaden, der glühende Sand, den unsere Füsse betreten mußten, alles vermehrte unsere Mühseligkeiten und Ermattung. Wir glaubten sogar endlich, und es dünkte uns selbst wahrscheinlich, Montval habe den Weg vergessen, wir hatten uns verirrt, und dieser Tag, der ein Tag der Freude seyn sollte, würde sich für uns in einen Tag des Mißgeschicks und Unglücks verwandeln.

Wir begegneten endlich in einem Thal einem Javaner, der uns beruhigte, und uns berichtete, die Plantage des Naturforschers sey nur noch eine Stunde südlich entfernt. Wir waren nun zu weit vorwärts, um wieder umzukehren; wir beschlössen also, unsere Wanderung fortzusetzen, und ob wir gleich für Hunger bald umkamen, so eilten wir doch auf dem Wege fort, den der Javaner uns gezeigt hatte. Der alte Signier, den der Hunger baß plagte, ließ uns voraus, und blieb einige Augenblicke länger bey dem Javaner zurück. Seine Absicht war, ihm einige von den Früchten abzuhandeln, die sich nach seiner Voraussetzung in dem Korbe befanden, den der Javaner am Arm trug. Dieser Korb hatte ihm gleich in die Augen gestochen. Er hatte so viel Gegenwart des Geistes, sich nichts von seinem Vorhaben gegen uns merken zu lassen. Allein so bald er allein war, verhehlte er es nicht länger, und gab durch die ausdruckvollsten Gebehrden dem Javaner seinen lebhaften Wunsch zu erkennen, im Korbe nachsehen zu dürfen. Dieser ließ ihn hineingreifen. Aber man stelle sich das Entsetzen von Signier vor, als er nichts als Schlangen von allen Farben darin fand! Er stieß ein fürchterliches Geschrey aus, rannte fort und erzählte uns seinen Unstern. Wir waren neugie-

rig, uns von der Wahrheit der Sache zu überzeugen, und uns über die Art und Weise zu belehren, wie es die Schlangen-Beschwörer anzufangen pflegen, um diese Thiere zu entdecken, und zahm zu machen.

Wir kehrten also zum Javaner zurück, der uns auf die gefälligste Art alle Erläuterung gab, die wir wünschten. „Ich verdiene mir, sagte er, „meinen Lebens-Unterhalt damit, daß ich dem „Volke Schlangen zeige, und tanzen lasse. Ich „suche sie in den Wäldern zusammen, und mache „sie leicht ausfindig. Wenn ich muthmaße, daß „wo eine Schlange seyn müsse, so krieche ich auf „Händen und Füssen auf der Erde. Auf diese Art „durchsuche ich alle Winkel und Löcher der Felsen, um das Thier auszuwittern, daß ich bloß „am Geruch entdecke. Habe ich den Ort gefunden, wo die Schlange steckt, so setze ich mich „auf den Boden, und blase auf einer Art von „beinernem Flageolet, bis das Thier zum Vorschein kommt, und zischend auf mich zuschießt. „Dann lasse ich das Flageolet fallen, packe das „Thier mit beyden Händen, und schmeiße es mit „dem Kopf gegen den Boden; manchmahl tödte „ich es beym ersten Schlag, ohne von ihm gebissen zu werden. Manchmahl nehme ich diesem „Gewürme den Gift, indem ich mit einem Kügelchen von Baumwolle ihn aus den kleinen Bläschen türsche, die zwischen den Zähnen sitzen. Dann „verwahre ich die Schlangen in geflochtenen Körben, um sie vor den Neugierigen tanzen zu lassen." — Wir äußerten unser Verlangen, sie tanzen zu sehn, und sogleich setzte sich der Javaner in Bereitschaft, unsern Wunsch zu befriedigen. Er nahm aus seinem Korbe zwey Schlangen, von der Gattung, die man Brillenschlange nennt, und warf sie auf die Erde. Sogleich

hoben sie sich mit halbem Leibe empor, und schossen zischend auf einander los. Der Javaner hetzte sie noch mehr an, und ihre Wuth schien dann zuzunehmen. Zuweilen schossen sie auch auf uns los; dann aber faßte sie der Javaner schnell beym Schwanz, und zog sie zurück. Ein ander Mahl hetzte er sie gegen sich selbst, und ließ sich von ihnen in die Brust, in die Hände, und in die Stirne beißen, bis das Blut darnach lief. Als er dieß Spiel eine Zeitlang getrieben hatte, nahm er eine große Schlange von 12 bis 13 Fuß Länge, und mit sehr schönen grünen und gelben Farben gesprenkelt, und ließ sich gleichfalls von ihr in die Brust beißen, so daß die Schlange daran hängen blieb, ohne daß ihm dieses im mindesten zu schaden schien. Dann steckte er den Kopf einer kleinern Schlange sich in den Mund; sie biß sogleich in seine Zunge, und umschlang mit ihrem Schwanz seinen Hals und seine Arme. Das schien ihm gleichfalls nicht zu schaden, ausgenommen daß ihm das Blut vom Gesicht und von der Brust rieselte.

Dergleichen Schlangen-Beschwörer sterben zwar nie von solchen Bissen, weil sie sorgfältig den Schlangen täglich das Gift nehmen, allein ihr Leib ist voller Grind und Blattern.

Wir verließen nun den Javaner, und gingen, so schnell, als unsere Kräfte es erlaubten, auf dem Wege fort, der uns zu dem Gut des Naturforschers führen sollte. Nach vielen Beschwerden und Strapatzen entdeckten wir es endlich, und wünschten uns allen Glück dazu. Dieser Landsitz gewährte den lachendsten und liebenswürdigsten Anblick. Ein einfaches, aber geräumiges Haus, von dickbelaubten Bäumen beschattet, von Wiesen und Gärten umringt, machte den lieblichsten Kontrast mit der Dürre und der traurigen Ein-

förmigkeit der Gegend umher. Unsere Blicke ruhten mit Vergnügen auf diesem Grün, dem die Einsicht des Naturforschers die größte Mannigfaltigkeit zu geben gewußt hatte, indem er um seine Wohnung die seltensten Gewächse, nicht bloß von Java, sondern vom ganzen indischen Archipel vereinigte. Wir vernahmen im dichten Laubgewölbe dieser Bäume den Gesang vieler Vögel, und das Geschrey von andern. Wir erblickten, als wir uns dem Hause näherten, verschiedene merkwürdige Thiere, die entweder auf den Wiesen eingepfercht, oder in eigends dazu verfertigten Käfigen eingesperrt waren. Einige zahme Affen von sanftmüthiger Gemüthsart, waren am Fuß der Bäume angelegt. Ihre Fangleinen waren so lang, daß sie bis zu den höchsten Aesten klettern und springen konnten; allein weiter erstreckte sich ihre Freyheit nicht. Der Naturforscher hatte ihr klüglich Grenzen gesetzt, um nicht seine Blumen, und sonderlich sein Obst zu gefährden. Das Gebelle der Hunde, das Schreyen der Affen, und das mißtönende Kreischen und mit den Flügeln Schlagen des Federviehes im Hof, gaben gleichsam das Zeichen von unserer Ankunft. Wir erwarteten, daß uns der Naturforscher angelegentlichst entgegen kommen würde. Montval war vorausgelaufen, um uns anzumelden: allein bald sahen wir ihn eiligst zurückkommen, und hörten ihn schon von weitem im Ton der Begeisterung uns entgegenrufen: „Eilen Sie! kommen „Sie herauf! Herr Boufflar erwartet Sie „mitten in seinem Museum! dort will er Sie em„pfangen! So eben hat er aus Borneo den „wahren Orang-Utang, den Simia satyrus „des Linnäus, lebendig erhalten. Wir konnten „nicht gelegener kommen!"

„Sagen Sie lieber, nicht ungelegener!" ent-

gegnete der alte Signier; „Sie werden sehen, „daß man über dem unglücklichen Orang-Utang „das Banket vergessen haben wird, und daß wir „erst eine ewige Dissertation werden aushalten „müssen, ehe wir uns zu Tische setzen können."

Seine Bemerkung war ziemlich richtig; allein es gab kein Mittel, weder des Besuchs des Museums, noch des Besuchs der Menagerie überhoben zu seyn. Wir mußten dem Montval folgen, und ohne ein Wort zu sagen, unsere Zuflucht zu der List nehmen, deren sich, nach Le Vaillants Erzählung, die Hottentotten bedienen, um den Hunger zu betäuben, indem sie sich den Bauch mit einem Riemen schnüren. Unsere Schnupftücher mußten dessen Stelle vertreten.

„Ihr fremden Herren Gelehrten!" redet uns Boufflar beym Eintritt an, „mein Museum „muß sich in diesem Augenblick glücklich preißen, „in seinem Schooße Männer zu besitzen, welche „sich den zahllosen Gefährlichkeiten einer langen „Seefahrt Preiß gegeben haben, und großmüthig „entschlossen sind, dem Eise der Pole, und dem „Gluth-Himmel des heißen Erdgürtels zu trotzen, „um an Ort und Stelle die mannigfache Lebens- „und Handlungs-Weise der vierfüssigen Thiere „zu studiren; um die mächtigen Kolossen der Er- „de, jene mit grünenden Lianen umwundenen Bäu- „me zu beobachten, die nirgends schöner sind, „als in ihrem heimischen Boden, und um bis in „seinen Schlupfwinkeln, das monströse Geschlecht „der Wallfische aufzusuchen, den Bewohner der „schäumenden Wasser-Schlünde!"

Hier machte der Orang-Utang einen Satz, und hätte bald einen Pokal zerbrochen. Boufflar hatte den Schmerz, sich mitten im Fluß seiner Rede unterbrochen zu sehn, und weil

er einmahl aus dem Concept gekommen war, so that er lieber ganz darauf Verzicht.

„Meine Herrn!“ fing er nun an, „dieser Orang-Utang, den Sie das Glück haben, zu sehn, ist mir aus seiner Heimath selbst, aus Borneo, zugeschickt worden; ich sage aus seiner Heimath, denn es wird Ihnen bekannt seyn, daß diese langarmige und kletternde Affen-Art, nur in den Gebirgen auf den Sunda-Inseln wohnt, wo er, schwermüthig und ruhig, auf den Bäumen und in wilden, einsamen Gegenden sich aufhält. Zuweilen, doch nie anhaltend, geht er aufrecht; er ist behend im Lauf; er vertheidigt sich mit Steinen und Knitteln; er hat wenig Bart, und einen Gesichts-Winkel von 65 Grad; die Haare sind kurz, gerade, und braun; die Arme sehr lang; die Daumen klein; an den Füssen ist das Fersenbein erhaben, was anzeigt ....“

Hier trat ein Negersclave ins Museum, und fragte an, ob das Essen aufgetragen werden sollte? Der alte Signier hatte die Augen unverwandt auf den Naturforscher geheftet; und harrte mit einer geheimen Ungeduld, welche Antwort er dem Neger geben würde. Zum Glück für uns war sie bejahend.

„Meine Herren!“ fuhr Bouffar fort, indem er wieder das Wort an uns richtete, „bis Sie das kleine Mahl mit mir theilen, wo ich mich bemüht habe, für Sie alles zusammen zu bringen, was Java Seltenes an Nahrungsmitteln aus den zwey großen Reichen, dem organisirten und unorganisirten, liefert, bitte ich Sie, einen Augenblick mit mir diese Gallerien zu durchlaufen, die meine Glückseligkeit sind, und wo ich versuchte, im Kleinen der Natur einen Tempel zu bauen. Hier die vierfüssigen Thiere, mit mehr oder minder warmen, mehr oder minder leich-

ten Pelzen bekleidet, die furchtbare Classe Mammalia Ferae, welche die Echos der düsteren Einöden durch ihr Gebrülle ängstigen, und deren Jungen, die ganz gebildet auf die Welt kommen, von Mutterbrüsten gesäugt werden; dort die reichen Vögel-Kolonien, mit schimmernden Farben geschmückt, deren verliebte Gesänge die Einsamkeit der Frühlings-Gebüsche erheitern, und die allein unter den Eyerlegenden Thieren sorgfältig ihre Eyer ausbrüten; hier das häßliche, kriechende Gewürme, schwellend von tödtlichen Giften, aber oft mit Schuppen prangend, die von den lebhaftesten Farben funkeln; dort das Fisch-Geschlecht, eine Art stummer und gefräßiger Vögel der Fluthen, schuppige und tobende Ungeheuer des Oceans, oder schüchterne Bewohner der Bäche, die zwischen ihren Kienen, die vom Wasser aufgelösete Luft scheiden, und mit Hülfe ihrer biegsamen Floßfedern lange Strecken durchstreifen; weiterhin die Mollusca, einige nackend, andere mit glänzenden Gehäusen bedeckt, einschalig und schneckenförmig gewunden, oder aus zwey oder mehreren symmetrischen, sich mehr oder minder gleichen Schalen zusammengesetzt; nach ihnen das Volk der weichschaligen Geschlechter, mit einer Testa oder Schale geharnischt, die in jedem Jahr erneuert wird; dann die zahllosen Insecten, deren Organisirung und Verwandlungen ....“

Hier wurde gemeldet, daß aufgetragen sey, und daß wir uns zu Tische setzen könnten. Ein unwillkührliches Gemurmel des Beyfalls verrieth die Freude, welche wir alle über diese Nachricht empfanden. Der Naturforscher verschob auf einen andern Augenblick die Auskramung seiner Gelehrsamkeit, und führte uns in den Speisesaal.

Der glänzende Anblick der reichbesetzten Tafel, söhnte sogleich den alten S i g n i e r mit dem

Naturforscher aus. „Meine Herrn! sagte er, bey den Gastereyen, die ich gebe, pflege ich es immer so zu halten, daß alle Gerichte zugleich aufgesetzt werden, und wer ein Liebhaber der Natur ist, wer gern das Vergnügen der Belehrung mit den Freuden des Gaumens paart, muß diesen Ausweg als den einzigen ergreifen, welcher die Gäste in den Stand setzt, gleich mit dem Anfang des Bankets sich alle die Profanen vom Hals zu schaffen, vor denen man erröthen würde, Naturgeschichtliche Materien abzuhandeln, ich meine das ganze unwissende und lästige Bedienten-Pack, das zu nichts taugt, als die interessantesten Erörterungen zu unterbrechen, und deren beständiges Herein- und Hinauslaufen . . . .“

Der Naturforscher hatte noch nicht ausgeredet, als alle seine Leute schon aus dem Saal verschwunden waren. Wir nahmen Platz, und unser Wirth, voll Wohlgefallen über die Aeußerungen unserer Freude, ließ uns seine Zufriedenheit auf seinem Gesichte lesen. „Meine Herrn, hub er an, jetzt wo die Uiberlästigen und Profanen sich entfernt haben, wollen wir ein Mahl genießen, dessen Andenken, wie ich mir schmeichle, bey Ihnen, als Dilettanten der Naturgeschichte, unvergeßlich bleiben soll. Um Sie über die auserlesene Güte der Gerichte, die ich Ihnen vorsetze, nicht in Unwissenheit zu lassen, belehre ich Sie zuvörderst, daß dieses Geflügel, welches auf meinen Befehl, und zu Ehren Ihrer erfreulichen Ankunft, in den Topf gesteckt worden, ein Huhn ist; aber kein gemeines Huhn, wie unsere Haushühner, sondern ein wildes, was ihm einen ganz andern Werth gibt, und was sie vielleicht nicht glauben würden, wenn ich es Ihnen nicht versicherte, und Ihnen hier den unwiderlegbarsten Beweis von einer Meinung vorzeigte, welche . . .“

Indem Boufflar so sprach, hatte er das wilde Huhn vor sich auf den Teller genommen, und schickte sich an, die Gabel in der einen und das Messer in der andern Hand, es zu zerlegen. Wir sahen ihm alle begierig zu, und der alte Signier machte ihm insgeheim Vorwürfe, daß er ein sehr langsamer Vorschneider sey.

„Meine Herrn! (fing unser Wirth von neuem an, indem er plötzlich einen Stillstand in seiner Operation machte) obgleich das Geschlecht der Haushähne und Haushühner schon von Uralters her bekannt ist, obgleich die Spielarten desselben unzählig sind, und man es in den mehresten Ländern der alten, so wie in vielen Gegenden der neuen Welt antrifft, so ist es doch nicht minder wahr, daß wir noch immer nicht wissen, welches Land zuerst diesem Geflügel das Daseyn gab, und wo es sich noch heutiges Tages im Stand der Freyheit befindet? Und gerade diese Streitfrage bin ich um so eifriger bemüht gewesen, ins Licht zu setzen, da dasjenige, was man über diesen Punct in den naturhistorischen Schriftstellern, und in Reisebeschreibern antrifft, höchst schwankend und ungewiß, und ganz von den erforderlichen Beweisen und Erörterungen entblößt ist; mit einem Wort ....“

Hier hatte Boufflar den einen Flügel abgelöset; allein in der Zerstreuung über seine gelehrte Abhandlung begnügte er sich den Flügel der Henne an der Gabel angespießt zu behalten, und mit der rechten, worin das Messer war, gestikulirend, also fortzufahren. —

„Zuerst habe ich mich überzeugt, daß man demjenigen nicht Glauben beymessen darf, was Dampierre von den vorgeblichen wilden Hähnen der Inseln Timor und Sanct-Jago erzählt, die, nach ihm, nicht größer als Krähen

sind, und unsern Haushähnen nur in ihrem Gekrähe glichen; Kennzeichen, die desto unsicherer werden, da dieser Autor sich nie auf Naturgeschichte gelegt hatte. Eben so wenig Vertrauen verdient Merolla, der wilde Hähne und Hühner im Königreich Congo gesehen haben will; eine augenscheinlich gewagte Behauptung! Ich würde gänzlich haben verzweifeln müssen, jeder Wahrheit auf die Spur zu kommen, hätte mir nicht ein höchst glückliches Ohngefähr aus Indiens Wäldern einige in der Freyheit und Wildheit lebende Vögel in die Hände gespielt, die mir um so mehr der Ur-Stamm des Haushahns und der Haushenne zu seyn scheinen, weil man zwischen ihnen und diesen die vollkommenste Uibereinstimmung in den karakteristischen Kennzeichen ihres Geschlechts antrifft: nähmlich, nach dem Linnäus, rostrum conico-incurvum, maxilla superiore imbricata; und nach Brisson, vier, von Membranen entblößte Zähen, drey vorn, einer hinten, sämmtlich von einander gespalten; die Pfoten mit Federn bis zum Absatz bedeckt; der Schnabel ein gekrümmter Kegel; zwey fleischige längliche Lappen an der Kehle; ein häutiger Kamm auf der Stirn; der Schwanz gerade stehend; doch ich, ich würde lieber sagen, vertical, und ein wenig zurückgebogen; was, wie mir däucht, einen weit richtigern Begriff geben würde ...."

„Ich sterbe für Hunger," flüsterte mir der alte Signier zu. „Ich wartete nur, daß er ausgeredet hätte, um ihm Ihren Teller hinzureichen. Aber er schwatzt ohne Aufhören fort, und nie war eine Gelehrsamkeit unzeitiger angebracht." — Boufflar, der dieß Geflüster gehört hatte, fing wieder an.

„Ich merke, meine Herrn, daß Sie sich noch nicht ganz von der Wahrheit meiner Meinung über-

zeugen können, und daß Sie sich unter einander die Einwendung zuraunen, es mangeln diesem Huhn, das ich aus Indien erhalten, zwey Kennzeichen der zahmen Henne, nehmlich die beyden fleischigen, länglichen, unter der Kehle hängenden Lappen, und der häutige Kamm auf der Stirne; allein ich erwiedre, daß diese Kennzeichen, so wichtig sie beym ersten Blick scheinen, bey weitem nicht so wesentlich sind, als man denkt, und daß eine nähere Untersuchung uns davon überführen wird . . . ."

Hier legte der Naturforscher den angespißten Flügel des Huhns auf den Teller nieder, der vor ihm stand, schnitt ihm den Kopf und die Pfoten ab, und zeigte sie seinen misvergnügten Gästen, indem er hinzusetzte:

„Ich gestehe, der Mangel des Kamms und der beyden Hänge-Lappen, könnte auf die Muthmaßung bringen, daß es ein andres Geschlecht sey; allein die Bildung des Schnabels und der Pfoten unterstützt meine Meinung auf das bündigste. Bemerken Sie erstens, daß in Ansehung der Lappen und des Kamms die auffallendsten Abweichungen, nicht allein bey allen Racen, sondern auch selbst bey den Individuen von einer und derselben Race statt finden; zweytens, daß es Racen von Hähnen und Hühnern, z. B. die mit Kuppen gibt, wo Männchen und Weibchen weder Kamm noch Lappen haben; drittens, daß bey einigen Racen, als dem Haushahn, zuweilen das Männchen Kamm und Lappen von außerordentlicher Größe hat, während diese Anhängsel bey seinen Weibern ganz unbedeutend sind: und daß es endlich, nach sehr glaubwürdigen Zeugnissen, Dorf-Hühner gibt, welchen Kamm und Lappen völlig fehlen, ein Faktum, das ich noch nicht

selbst habe prüfen können, das aber, wenn es sich bestätigte . . . . ."

„Verwünscht sey der Pedant mit seinem ewigen Gewäsche!" raunte mir der alte Signier wieder ins Ohr. „Er hat uns zum Besten. Wenn es auf ihn ankommt, so werden wir morgen noch keinen Bissen über die Zunge gebracht haben!"

Der Naturforscher reichte, nach einem kleinen Stillschweigen, jedem von seinen Nachbarn ein Huhn-Bein, um es, als Beweis, Reihherum gehn zu lassen, und begann von neuem in folgenden Ausdrücken:

„Ich glaube daher zur Gnüge bewiesen zu haben, daß dieses Geflügel, welches ich die Ehre haben will, Ihnen vorzulegen, und welches der Stolz dieser Tafel ist, mit dem Haushahn und der Haushenne von Einem Geschlecht sey. Die Aehnlichkeits-Züge in der Bildung, die Vertheilung und selbst das Colorit des Gefieders des wilden und des Haus- und sonderlich des Dorf-Hahns; die Gleichheit der Federn von der wilden und der Dorf-Henne; die Kleinheit des Kamms und der Lappen bey der letztern, und der Mangel dieser Theile bey den wilden Huhn, dieß alles zeugt von der auffallendsten Aehnlichkeit und Verwandtschaft: und verbindet man mit dieser Aehnlichkeit zwischen der wilden und der zahmen Art, noch die Nothwendigkeit eines Ur-Stammes, der aus dem Stand der Freyheit in den Stand der Hausthiere überging; die Unwissenheit, in der man zeither über diesen Ur-Stamm schwebte; die fruchtlosen Nachforschungen der Reisenden; so dünkt es mir die höchste Wahrscheinlichkeit, daß das wilde Huhn und der wilde Hahn, die in Indiens Wäldern im Stand der Freyheit angetroffen werden, der Urstamm von allen den Racen und Spielarten dieser Vögel sind, die von

Uralters her bekannt waren, und die so viele Veränderungen und Ausartungen, durch den Lauf der Zeit, den Einfluß des Klimas, die Verschiedenheit der Nahrung, und sonderlich durch die Sklaverey erlitten, deren Dauer . . . ."

Als der Naturforscher mit seiner Rede so weit gekommen war, zischelte mir der alte Signier ins Ohr: „Ich muß meine Zuflucht zu einer List nehmen, um ihm das Maul zu stopfen; denn ich falle für Hunger um, wenn's noch länger dauert!" —

Boufflar zog nun eine andere Schüssel vor sich, und sagte: „Dieß sind Rebhühner à la purée, die Ihnen beweisen sollen, daß die Thiere, welche nicht in den Stand der Sklaverey gebracht wurden, auch nicht so sehr aus der Art geschlagen sind, als andere, deren Zahmheit oder Hausthier-Stand bis in die ältesten Zeiten zurückgeht. So bemerken Sie an dem wilden und an dem zahmen Huhn eine äußere ziemlich merkliche Verschiedenheit; statt daß hier, d. h. an diesen Rebhühnern von Pondichery, Sie die Größe des europäischen grauen Rebhuhns, und an diesen Hasenhühnern von Isle de France....

Hier sprang der alte Signier ganz erschrocken auf, lief nach einem Saal-Fenster, das auf den Garten ging, und schrie: „Ich bitte um Vergebung, daß ich Sie unterbreche: aber ich fürchte, das Museum war nicht verschlossen, und der Orang-Utang, den wir so eben sahen, hat sich losgerissen, und nimmt die Flucht nach dem Felde!"

„Um Gotteswillen!" rief Boufflar, indem er vom Stuhl flog, „mein Orang-Utang! mein ächter Orang-Utang! Heh! Domingo! Francisco! Huascar! Loango! geschwinde, lauft! macht alle Gatter zu! Essen

Sie,

Sie, meine Herrn! und Sie, Montval, kommen Sie mit mir, wir wollen sehn! ....." —

Mit den Worten war er, wie der Blitz, zum Saal hinaus; der alte Signier nahm sogleich seinen Platz ein, bemächtigte sich des wilden Huhns und der Rebhühner von Pondichery, zerlegte sie in einem Huy, und sagte: „Ohne Umstände, meine Herrn, lassen Sie sichs schmecken, und verzeihen Sie mir eine Lüge, die nothwendig war."

Wir aßen, sonderlich er, mit wahrem Heißhunger; und verziehen ihm herzlich gern seine List.

Nach Verlauf von einer Stunde, kam Boufflar ganz athemlos zurück. „Ich hatte, sagte er, vergebens den Garten, die Baumschule, und die ganze umliegende Gegend durchsucht und durchstrichen, da fiel mir endlich ein, daß der Orang-Utang wohl noch im Museum stecken könne, indem es sonst ohnmöglich sey, daß er daraus zu entwischen vermögend gewesen, im Fall durch ein Versehn .....

Hier wurden wir durch die Ankunft eines Eilbothen unterbrochen, den Kapitän Bramapan von Batavia mit den Befehl abgeschickt hatte, so sehr zu eilen als möglich. Er meldete uns das Einlaufen des Pelicans in den Hafen, was ihn hoffen ließe, daß der Bucentaur auch nicht weit entfernt seyn könne. Diese Nachricht erfüllte uns mit Freude. Wir beschlossen auf der Stelle abzureisen, ein Entschluß, der sonderlich den Beyfall des alten Signier hatte, welcher dem Herrn Boufflar seine schwülstigen Beschreibungen und endlosen Abhandlungen noch immer nicht vergeben konnte. Der Tag neigte sich; allein wir hatten gute Wegweiser, waren bewaffnet, und sehnten uns, den Kapitän des Pelicans zu sprechen. Wir nahmen Abschied vom

Naturforscher, und verließen ihn, ohne auf seine dringende Einladung zu achten, noch einmahl sein Museum zu besuchen.

Wir fanden zu Batavia den Kapitän Taballon von Mazaugues, der uns mit Ungeduld erwartete. Ihm hatte mein Vater das Kommando des Pelicans anvertraut. Nur ein so wichtiger Bewegungsgrund als der, einem alten Freunde eine Gefälligkeit zu erweisen, hatte den Kapitän vermögen können, das einsame Dorf zu verlassen, wohin er sich nach den glorreichen Seezügen seiner Jugend begab. Er wohnte zu Mazaugues, und konnte aus seinem Hause die Gruppe von grünenden Bäumen gewahr werden, welche die Quelle des Carami beschatten. Fern vom Meere hatte er dessen Gefahren vergessen. Sein Ehrgeiz war beschränkt; allein mein Vater, der ihn in seiner Jugend gekannt, und ihn sehr hoch schätzte, hatte ihm geschrieben, nach Marseille zu kommen, um mit ihm die Fahrt nach Peru zu machen; und der alte Kapitän Taballon hatte seinen Bitten nachgegeben. In seiner Begleitung befanden sich der alte Lootse Farigoule, der Gefährte seiner alten Seereisen: Dümoulin, ein abgedankter Officier, der dem La Latte nicht unbekannt war, der Geometer Düpiquet, der alles in abgemeßnen und abgewogenen Ausdrücken sprach; der berühmte La Batailliere; ein unermüdlicher Jäger und immer vom Kopf bis zu den Füßen gerüstet; und dann der ehrwürdige Pater Calixtus, ein Kapuciner, ein eben so unterrichteter als achtungswürdiger Mann, der sich zur Reise nach Peru nur in der Absicht entschlossen hatte, um unter den Einwohnern dieser entlegenen Länder die heiligen Lehren der Religion, und die Grundsätze der Moral zu verbreiten, die sie lehrt.

Unsre Zusammenkunft mit diesen neuen Glücksgefährten war uns desto willkommener, da die mehresten schon vielen von uns bekannt waren. Alle Bewohner von la Roque-Brussane grüßten mit Entzücken den Kapitän Taballon. La Latte schloß Dümoulin in seine Arme; Chiousse, Ingardin und Doctor Codonel freuten sich, den Jäger La Bataillière wiederzusehn; und die Herrn Signier, Vater und Sohn, bewillkommten mit Vergnügen ihren Landsmann, den Pater Calixtus.

Nachdem wir einige Stunden den Bekanntschaftmachen mit unsern neuen Gefährten gewidmet hatten, hörten wir mit der größten Theilnahme an, was uns Kapitän Taballon von seiner Reise und seinem Aufenthalt in Bengalen erzählte. Er sagte, Pater Calixtus habe in letzterm Lande wichtige Beobachtungen angestellt, die er sich ein Vergnügen machen würde, uns mitzutheilen. Wir bathen ihn darum, und er gab uns über diesen Theil Indiens folgende Aufschlüsse.

Bengalen sagte er, welches die östliche Provinz des mogolischen Reichs ausmacht, grenzt in Südwesten an das Königreich Orixa, in Westen an die Provinz Malva, in Norden an Monger und Bahar, in Osten und Südosten an das Königreich Aracan, und in Süden an den Golfo von Bengalen. Man rechnet, daß es eine Länge von mehr den 90 „Lieues" vom Meer an bis Radsa-Mahol, und fast eben so viel in der Breite hält. Es liegt zwischen dem 21. und 27. Grad der Breite, nördlich vom Aequator, und zwischen derselben Parallele, wie die canarischen Inseln.

Das Jahr ist in zwey Jahrszeiten, die heiße und die kalte, getheilt. Die kalte Jahreszeit fängt im Monath November an, und dauert bis

in die ersten Tage des Februars; dann herrschen die trocknen Nordwinde, welche Kälte bringen, und die oft vor Sonnenaufgang so schneidend werden, daß man einen Tuchrock ertragen kann. Manchmahl ist dann die Athmosphäre mit dicken Nebel bedeckt, welche gegen 8 oder 9 Uhr verschwinden, wenn die Sonne Kraft bekommen hat. Den übrigen Theil des Tages ist die Luft scharf und heiter, so daß man mehrere Tage nach einander nicht das kleinste Wölkchen am Himmel sieht. Zu Anfang dieser Jahreszeit erntet man die beßten Früchte, und die Felder bekommen neues Leben und einen lachenden Anblick, so wie die Intensität der Hitze nachläßt. In den ersten Februartagen oder gegen die Mitte des Monaths, wenn die Sonne anfängt, sich der Linie zu nähern, steigt die Hitze täglich.. Die Winde, die einige Monathe lang aus Norden geweht haben, setzen um, werden veränderlich, und springen nach Süden und Südwesten, wo sie bis September oder October bleiben. Der Himmel bedeckt sich dann immer mehr und mehr mit Wolken, wird bey Sonnen-Untergang stürmisch, und oft entstehen schwere Wetter mit Donner und Blitz und starken Regengüssen.

Der Boden von Bengalen, der niedrig und eben ist, übertrifft an Fruchtbarkeit alle andere Theile von Asien, die sich von hier aus mit Reiß und dergleichen Produkten versehn; die übrigen Handelsartikel, als Baumwolle, Seide, Salpeter und Opium, liefert es nicht allein an diesen Welttheil, sondern versorgt auch ganz Europa damit.

Außer dem Reiß, der in Bengalen und dem ganzen Orient die Stelle des Brods vertritt, wächst hier vortrefflicher Waizen, den man sonst sogar nach Batavia verschickte. Doch das ist

jetzt verbothen, um nicht dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu schaden.

Bengalen hat ein fettes, leichtes, folglich leicht anzubauendes Erdreich. Nie gibt man ihm den geringsten Dünger, ob man es gleich alle Jahre regelmäßig und ununterbrochen besäet, weil es durch die starken Regengüsse und Uiberschwemmungen befruchtet wird.

Es gibt hier verschiedene Fruchtbäume, unter welchen der Cocosbaum den ersten Platz, nicht wegen seiner großen Menge, sondern wegen seiner Fruchtbarkeit verdient; denn gewiß trifft man auf der Welt keinen Baum weiter an, der, gleich diesem, allen Bedürfnissen des Menschen abhilft, wie dieses allgemein bekannt ist. Ich will nur bemerken, daß die Art Werg, oder das Flockige, was an seiner Schaale sitzt, in großen Quantitäten von Ceylon und Malabar nach Batavia verführt wird, wo man sich dessen statt des Hanfs zum Seilmachen bedient. Man spinnt sogar Ankertaue daraus, welche 20 und mehr Zolle Dicke haben, und die man eben so gut und selbst zuweilen besser findet, als die europäischen hänfenen. Diese Taue sind so leicht, daß sie auf dem Wasser treiben; sie dehnen sich im Wasser sehr aus, ziehen sich aber wieder zusammen, wenn sie trocken werden.

Die Gärten liefern die europäischen Gemüse, als z. B. Erbsen, Bohnen, Salat, Spinat, Portulack, alle Arten Kohl, Rädischen, Spargel u. s. w. doch diese Gemüse kommen nur in der kalten Jahreszeit, und heischen selbst dann große Wartung; man muß sie des Tages zweymahl begießen, sonst würden sie für Dürre verderben. In der heißen Jahreszeit hat man nur Spinat und Gurken.

Bengalen wird in der Mitte vom Gan-

ges durchströmt, der, wie man versichert, in den Gebirgen von Tibet entspringt. Unterdessen hat mir ein französischer Geistlicher aus Chandornagor, der einige Jahre Missionar in Tibet gewesen war, versichert, daß er, trotz aller angewendeten Mühe, die Quellen dieses Flusses nicht habe ausfindig machen können. Er setzte hinzu, die Einwohner des Landes hätten ihm gesagt, diese Quellen lägen weit mehr nordwärts. Der Ganges nimmt seinen Lauf aus Nordwesten queer durch Hindostan gen Süd-Osten. Einige Meilen oberhalb Cassimbazar theilt sich dieser Fluß in zwey große Arme, wovon der östliche wieder in mehrere Nebenzweige ausgeht, deren vornehmster bey der Stadt Daca vorbey und dann ohnweit Chattingnon ins Meer läuft.

Der zweyte oder westliche Arm, den man gewöhnlich den Nahmen Hougly Arm gibt, strömt bey Bandel, Hougly, Chiosura, Chandernagor, Calcutta rc. vorbey, und ergießt sich, in der Nähe von Inseln, in den Golfo von Bengalen.

Das Land wird in allen Richtungen von großen Kanälen durchschnitten, denen man den Nahmen Zweige oder Aeste beylegt, und die alle ihren Ausfluß in den Ganges nehmen. Mittelst dieser Kanäle transportirt man mit großer Leichtigkeit die Waaren und Produkte von einem Platze zum andern, und durch diese Kanäle communiciren auch die Haupt-Aerme des Flußes unter sich.

Beyde Seiten dieser Kanäle sind mit einer großen Menge Dörfer und Wälder, so wie mit angebauten Feldern und Wiesen eingefaßt, deren Ganzes einen entzückenden Anblick gewährt.

In den Monathen Julius, August und Sep-

tember sind die Wässer des Ganges am höchsten und ihr Abfluß ist am beträchtlichsten. Sie treten dann an den Stellen, wo ihre Ufer am niedrigsten sind, aus ihrem Bette und überschwemmen die anstoßenden Ländereyen. Fluth und Ebbe sind um diese Zeit so stark, daß sie alles mit sich fortzureißen drohn.

Ehe noch die Ebbe zu Ende ist, fängt schon die Fluth an, sich einzustellen, und zwar nicht langsam, sondern mit großem Ungestüm, so daß man sie über eine Stunde weit kommen hört.

Das Wasser steigt dann zuweilen plötzlich auf sechs und sogar 8 Fuß. Nichts vermag seinem reissenden Laufe zu widerstehn; Schiffe und Barken werden von ihren Ankern losgerissen und weit fortgeführt. Auch hat man die Vorsicht, sie bey Zeiten an einen Ort zu bringen, wo sie von diesem Anwachsen nichts zu fürchten haben.

Das schnelle Strömen dieses Flußes macht sein Wasser beständig dick und trübe. Auch kann man es nicht eher trinken, bis es einige Zeit gestanden hat. Um es schnell klar zu machen, bedient man sich gewisser kleiner Bohnen die hier zu Lande wachsen; man quetschet eine von diesen Bohnen mit etwas Wasser auf einem Stein, und wirft sie dann so zerrieben in ein Faß mit Wasser, das bloß durch dieß Mittel in weniger denn sechs Stunden sich abklärt, und sogar lange auf der See hält.

Bengalen wird von verschiedenen Völkern bewohnt; die vornehmsten sind die Mogolen oder Moren, welche von den Jagathais abstammen, und vor länger denn zwey Jahrhunderten das Königreich Bengalen und sogar ganz Hindostan ihrer Herrschaft unterworfen haben. Nach ihnen kommen die Hindus oder Bengaler. Sie haben den ersten Nahmen mit

den Einwohnern von Coromandel, Golkonde und dem größten Theil von Hindostan gemein. Ihre Anzahl übersteigt hundertfach die der Moren.

Die Bengaler sind in ihrer Gestalt nicht viel von den Europäern verschieden; sie sind mehr schlank als gekrümmt; ihre Gesichtsfarbe ist dunkelbraun; ihre Haare sind schwarz und glänzend; sie sind wohlgebaut, und nie habe ich einen Krüppel oder Lahmen unter ihnen gesehen, einige Fakire ausgenommen, welche zur Buße ihren Körper verkrüppeln. Zuweilen trifft man unter diesem Volke einige Personen an, deren Farbe nicht so braun ist, sondern mehr ins gelbliche fällt; doch das ist höchst selten.

Bevor dieses Land unter die Bothmäßigkeit der Mogolen gerieth, welche den Mohametismus hier einführten, hatten diese Völker weit feinere Sitten; allein mit jener Religion haben sich mancherley Laster bey ihnen eingeschlichen, die ihnen vorher unbekannt waren.

Obgleich dieß Volk, überhaupt genommen, arm ist, so gibt es doch einige Banjanen oder Kaufleute unter ihnen, die ziemlich reich sind, und sich nicht scheuen, es sich sauer werden zu lassen, um eine halbe Ruppie oder einen Dollar zu verdienen. Sie sind im Handel sehr geschickt, und wissen in einem Augenblick, ohne Feder und Papier, die comolicirtesten Rechnungen auszugleichen, die einem Europäer viele Zeit kosten würden. Ihre Schrift geht von der Linken zur Rechten. Sie bilden ihre Züge mit einem kleinen gespaltenen Rohre. Sie haben ein eignes Alphabeth, das von den Persern und Moren ihrem abweicht.

Die Hindus sind, wie man sagt, in mehr denn siebenzig Casten getheilt; die Caste der Bra-

minen ist die vornehmste, und die der Parias die letzte und verachteste; sie schaffen die Aeser und andere Unreinigkeiten weg.

Um die Reinheit dieser Casten zu erhalten, ist es jedem Bengaler verbothen, aus einer niedrigern Caste als die seinige zu heyrathen, sonst verläßt er den Rang seiner Caste, und tritt in die von der Weibsperson, die er zur Frau nimmt. Diese Art Degradirung findet gleichfalls statt, wenn er mit einer Person von einer Caste ißt, die unter der seinigen steht.

So gibt es auch noch mehrere Ursachen, welche einen Bengaler um die Stelle bringen können, die er in der Gesellschaft einnimmt; deßwegen sind die Bengaler äußerst ängstlich und pünctlich in Allem, was dazu Gelegenheit geben kann, und sie dulden lieber das äußerste Elend, als sich in die Gefahr zu begeben, ihrer Rechte verlustig zu werden. Jede Caste treibt ein anderes, eigenes Gewerbe, worin der Sohn seinem Vater nachfolgt, was sie, natürlicher Weise, sehr geschickt darin macht. So wird der Sohn eines Braminen ein Pfaffe oder Gelehrter, wie sein Vater; der Sohn eines Kuly oder Feldbauers ergreift denselben Stand; ein Bera oder Palankinträger pflanzt dieses Geschäft auf seinen Sohn fort, der dann sein ganzes Leben durch nichts anders thut. Eben so verrichten die Handwerker immer nur einerley Arbeit; z. B. ein Goldschmid wird immer nur in Gold und in Silber arbeiten. In den Arroninas oder Leinwebermanufakturen beschäfftigt sich ein Arbeiter nur mit Verfertigung einer einzigen Art von Zeug, es wäre denn, daß er mit Gewalt auch zur Verfertigung anderer Arten gezwungen würde.

Während unsers Aufenthalts in Bengalen waren wir Augenzeugen von einer jener barbari-

schen Feyerlichkeiten, welche die Folge des Aberglaubens und der Vorurtheile sind, die Einbildung zugleich empören, und durch den Herosm ihrer Opfer in Erstaunen setzen.

Ein Bramine war gestorben; wir begaben uns ans Gestade des Ganges, in einer kleinen Entfernung von Schiofura, wo wir seine Leiche auf einem Kadel oder Art Ruhebette liegend, und mit einem Stücke Kattun zugedeckt fanden, das mit Areka oder Betelblättern bestreut war. Die Frau des Braminen saß auf dem Bette zu den Füssen ihres Mannes, mit unter sich geschlagenen Beinen, und das Gesicht nach dem entblößten Gesicht des Verstorbenen gekehrt. Er schien ein Mann in die funfzig gewesen zu seyn; die Frau mogte ohngefähr 30 Jahre haben.

Sie war in gelben Kattun gekleidet; ihre Hände und Arme waren mit Spangen und Ringen geschmückt; ihre Haare, die um ihr Haupt wallten, waren mit Sandelholz belegt; in der rechten Hand hielt sie einen kleinen grünen Zweig, womit sie die Fliegen von der Leiche scheuchte. Um ihr her saßen zehn oder zwölf Weiber, die ihr frischen Betel reichten, wovon sie den Mund beständig voll hatte. War er halb gekaut, so gab sie ihn einer von ihren Freundinnen, oder jemand von den Zuschauern, der sie darum bath, und diese Gabe wurde denn allzeit wie ein Heiligthum sorgfältig in Leinwand gewickelt, und verwahrt.

Sie schien die mehreste Zeit in tiefes Nachsinnen versunken, doch verrieth ihr Gesicht keine Furcht; ihre Verwandten und Freundinnen unterhielten sie unterdessen von der Herrlichkeit, welche, nach ihrer Versicherung, ihre heldenmüthige Entschliessung krönen werde. Außer diesen Weibern waren auch noch einige männliche Verwandte und Braminen zugegen, die von Zeit zu Zeit auf

Tamburinen und Crotalen spielten, welche die Weiber mit ihrem Gesang, oder vielmehr mit ihrem Geheule begleiteten, so daß es ohnmöglich war, einander zu verstehn. Das Alles dauerte bis gegen halb eilf Uhr, wo man anfing, den Scheiterhaufen in einer Entfernung von ohngefähr acht Schuhen von dem Orte zu bereiten, wo das arme Schlachtopfer saß, das allen diesen Zurüstungen mit einer Gleichgültigkeit zusah, als ob solche sie nicht unmittelbar angingen.

Der Scheiterhaufen bestand aus vier Pfosten von grünem Bambus, ins Gevierte, sechs Fuß von einander gesetzt, und fünf Fuß über der Erde hervorstehend. Zwischen diesen Pfosten legte man ein Brett von sehr dürrem Holze, damit es leicht Feuer fing: auf dieses Bret streute man dürres Stroh oder Schilfrohr, und zwar dergestalt, daß diese Art Lager oder Schicht über das Brett, worauf es lag, etwas vorragte. Man überzog das Ganze mit einer großen Menge Ghi, oder einer Art alten Butter. Man fuhr auf diese Art fort, bis der Scheiterhaufen ohngefähr die Höhe von 5 Fuß erreicht hatte, dann warf man reichlich eine Mischung von Talg, Theer, Schwefel darauf, deckte ein Tuch von weißem Kattun darüber, das im Ganges gewaschen worden, und nun war der Scheiterhaufen fertig.

Als Alles in Bereitschaft war, benachrichtigte ein Bramine die Wittwe, daß die Feyerlichkeit ihren Anfang nehmen solle. Zwey Weiber hoben sie von dem Ruhebette und setzten sie auf die Erde, während sich andre um sie her stellten und ihr unaufhörlich frischen Betel reichten, wobey sie sie bathen, ihnen bey Ram, ihrem obersten Gotte, vor dem sie zu erscheinen im Begriff stehe, irgend eine Gnade auszuwirken.

und sonderlich um ihrertwegen ihre treuen Freunde zu grüßen, wenn sie ihnen begegne.

Indem dieses vorging, wurde die Leiche durch vier Mannspersonen vom Ruhebette genommen, und an den Fluß getragen, wo man sie sorgfältig wusch, und mit Curcume rieb, von dem sie aber wieder gesäubert wurde; nun hohlte ein Bramine ein wenig Thon aus dem Fluß, und beklebte die Stirn des Todten damit, den er hierauf in eine weiße Leinwand schlug. Wie dieses geschehn, trug man den Leichnahm auf den Scheiterhaufen, und die Wittwe wurde von zwey Verwandten an den Ganges geführt, um sich darin zu baden. Als sie aus dem Wasser kam, nahm man ihr ihre Kleider, und wickelte ihren Körper in ein Stück dünnen rothen Taffent, oder so genannten Armoisin. Während sie auf ihren Fersen saß, nahm ihr ein Verwandter den goldenen Ring aus der Nase, und reichte ihn ihr hin; allein sie gab ihn sogleich ihm wieder und ersuchte ihn, denselben zum Andenken zu behalten. Sie kehrte alsdenn wieder zum Fluß zurück, schöpfte Wasser mit beyden Händen daraus, und brachte es der Sonne dar, indem sie mit halblauter Stimme einige Gebethe hersagte. Nun entledigte man sie von allem ihrem Schmucke, unter andern von ihren Arm-Spangen, welche zerbrochen wurden, und schlang ihr weiße Blumenkränze um Hals und Arme. Ihre Haare wurden mit fünf Kämmen aufgesteckt, und die Stirn wurde ihr, wie beym Manne, mit Thon gerieben. Ein Schleyer von rothem Armoisin bedeckte ihr Haupt, und um ihren Leib wickelte man ein Stück Leinwand, worein die Braminen gekochten Reis gethan hatten.

Endlich nahm sie zum letztenmahle Abschied von ihren Freunden, und zwey der nächsten Verwandten brachten sie zum Scheiterhaufen. Als sie

ohnweit der Stelle war, wo das Haupt ihres Mannes ruhte, warf sie Blumen und gekochten Reis auf die Anwesenden, nahm hierauf eine handvoll von eben dem Reis, nnd machte ein Kügelchen daraus, das sie dem Verstorbenen in den Mund steckte; noch mehrere solche Kügelchen legte sie unter den Scheiterhaufen, indessen sie den Zuschauern Reis zuwarf, die ihn emsig auflasen. Beym letzten Umgange stellte sie eine kleine thönerne Lampe angezündet an jede Ecke des Scheiterhaufens. Diese ganze Zeit über hörte man nicht auf, einen schrecklichen Lärm mit *Tamburinen* und Pauken zu machen, den die *Braminen* und Verwandten mit ihrem Geschrey begleiteten. Nach diesem Gang um den Scheiterhaufen bestieg sie ihn mit festem Fuß, und legte sich zur Rechten ihres Mannes, den sie mit ihren beyden Armen umfaßte. Man breitete alsdann ein weißes Tuch über beyde Körper, die man mit zwey Stricken um die Arme und um den Bauch zusammenband: als dieses geschehen, schichtete man noch eine Lage dürres Holz und Stroh darüber. Ihr nächster Verwandter, derselbe, dem sie den Ring aus ihrer Nase gegeben, steckte nun mit einer brennenden Fackel das Stroh in Brand, worauf augenblicklich Alles in Flammen gerieth. Jetzt verdoppelte man den Lärm der Instrumente und das Schreyen, so daß es ohnmöglich gewesen, die Unglückliche zu hören, im Fall sie ihn Wehklagen ausgebrochen wäre.

Was mir bey dieser traurigen Ceremonie am meisten auffiel, war die vollkommene Ruhe der Frau, und die Freude der Verwandten. Das bejammernswürdige Opfer, das die Anstalten zu seinem schrecklichen Tode machen sah, schien weit weniger davon erschüttert, als wir Europäer durch

den Anblick der marterrollen Hinrichtung wurden, der sie sich freywillig Preiß gab.

Da ich nur zwey oder drey Schritte vom Scheiterhaufen und von dem Orte entfernt stand, wo die Füsse der Frau ein wenig vorragten, so gab ich Acht, ob ich nicht ein Zucken oder eine andere Bewegung daran vermerke; allein sie blieben unbeweglich, selbst als Alles schon über und über brannte.

Die Weiber, welche diesem Leichenprunk beywohnten, und denen dereinst ein gleiches Schicksal bevorsteht, im Fall ihre Männer vor ihnen sterben sollten, schienen mir demohngeachtet sich der ungezwungensten Freude zu überlassen. Berührt ein Europäer, selbst zufällig, eine von diesen, dem Feuertod gewidmeten Witwen, so ist es ihr nicht mehr erlaubt, sich zu verbrennen, weil man sie alsdann für entehrt ansieht; und derjenige, welcher eine solche Entheiligung begeht, hat die traurigsten Folgen für sich zu erwarten, es wäre denn, daß er sich durch eine starke Summe Geldes lösete, wie dieses einem Direktor der ostindischen Compagnie begegnete, der sich gezwungen sah, fünf und zwanzig tausend Rupien zu bezahlen, weil er sich eine solche Unbesonnenheit hatte zu Schulden kommen lassen.

Weigert sich eine Frau, sich mit ihrem Manne zu verbrennen, so wird allgemeine Verachtung ihr Loos, und es ist ihr verbothen, wieder zu heirathen. Man schneidet ihr die Haare ab, und ihre ganze Familie ist beschimpft. Auch lassen es die Verwandten an nichts fehlen, um sie zur Aufopferung ihres Lebens zu bereden; doch soll dieses, wie man uns versicherte, selten nöthig seyn, indem sie Muth genug haben, sich aus eigener Bewegung diesem grausamen Schicksal zu unterwerfen.

Ich habe verschiedene Beobachtungen über die Sitten der Einwohner von Bengalen angestellt. Mit der Zeit werde ich sie in Ordnung bringen; jetzt begnüge ich mich, sie ihnen vermischt mitzutheilen, so wie sie sich meinem Gedächtnisse darbiethen.

Während unsers Aufenthalts in Bengalen grassirten die Kinderblattern sehr stark, und man kann sagen, daß diese Krankheit hier zu Lande wie einheimisch ist. Die Einimpfung ist den Bengalern bekannt, aber ihre Verfahrungsart dabey ist, daß sie Blattern pulverisiren, und sie dem Patienten in etwas Flüssigem eingeben. Sehr wenige bedienen sich des Einimpfens durch Einschnitte. Die Folgen von der ersten Methode sind durchgängig sehr glücklich, wenn der Körper durch Pugiren und Ausspülen präparirt worden ist. Den Tag nach der Inoculation bekommt der Kranke das Fieber, worauf die Blattern sich bald zu zeigen anfangen, und nach Verlauf von drey Wochen ist die ganze Operation geendigt.

Die Bengalischen Aerzte, welche fast alle zur Classe der Braminen gehören, stehen bey dem Volke in großem Ansehen. Unterdessen haben sie mir nicht sehr geschickt in ihrer Kunst geschienen, denn sie betrügen sich oft in Ansehung der wirklichen Beschaffenheit der Krankheit, und das Geringste, was dazwischen kommt, ist hinreichend, sie in Verlegenheit zu setzen; doch ihre Arzeneymittel, die sich vom Vater auf den Sohn forterben, schienen äußerst wirksam, wenn es ihnen gelungen ist, die Natur des Übels zu fassen, das sie heilen sollen.

Sie haben nicht die mindeste Kenntniß von der Anatomie, weil ihre Religion ihnen verbietet, Blut zu vergießen, und menschliche Körper zu zergliedern. Wenn sie an den Puls greifen, be-

wegen sie unaufhörlich die Finger auf der Handwurzel des Kranken. Zufolge ihrer Behauptung entstehn alle ihre Krankheiten aus drey Grundursachen, Hitze, Kälte und Gall. Ihre Arzeneyen sind gewöhnlich Landes-Erzeugnisse. Sie gebrauchen, unter andern, die Abschnitzel oder das Abgeraspelte von einem künstlichen Bezoar, den man zu Goa verfertigt, der einen starken aromatischen Geruch hat, und den sie gewöhnlich mit etwas Wasser und Zucker eingeben; dieß letztere kommt zu allen ihren medizinischen Kompositionen, und ein Arzt, der gehohlt wird, vergißt nie, Zucker mit sich zu nehmen.

Die Begrüßung der Bengaler besteht in Berührung der Stirn mit der rechten Hand, und im Vorwärtsneigen des Kopfes. Zu einer respektvollen Grüßung, dem Salam, legen sie zuerst die rechte Hand auf die Brust, dann berühren sie damit die Erde, und fahren hierauf mit ihr an die Stirn. Sie unterlassen eben so wenig, sich demüthiger und schmeichelhafter Ausdrücke zu bedienen, um die Gewogenheit der Personen zu gewinnen, von denen sie einen Dienst oder Gefälligkeit zu erlangen hoffen. Die kleinste von diesen Schmeicheleyen ist, daß sie sich ihren unterthänigsten Sklaven nennen; doch das sind, wie in Europa, nur leere Redensarten, ohne Sinn und Folge.

Sie weigern sich, mit einem Europäer oder Mohammedaner aus einerley Glas zu trinken, oder von Einem Teller zu essen. Gleichen Skrupel haben sie bey Personen von einer andern Classe. Um zu trinken, bringen sie den Topf oder das Glas nicht an den Mund, sondern halten es in einiger Entfernung, und lassen so das Getränke hineinlaufen, ohne die Lippen zu schliessen, und ohne Athem zu schöpfen; unterdessen verschütten

sie

sie nie einen Tropfen. Stühle und Bänke sind nicht bey ihnen im Gebrauch.

Die Moren oder Mogolen machen einen andern Theil der Bengalischen Einwohner aus; dieß Volk kommt aus der Tatarey. Sie haben, überhaupt genommen, eine braunere Gesichtsfarbe als die Bengaler, ob es gleich unter ihnen auch einige gibt, welche ziemlich weiß, oder vielmehr bleichgelb sind; allein diese letztern sind im Norden geboren. Die meisten von denen, welche um Agra und Delhy wohnen, können, in Vergleichung mit den Bewohnern der mittägigen Provinzen, für weiß gelten.

Sie sind von einem weit decidirtern Charakter als die Bengaler, und ihre Seapoys sind recht gute Soldaten, wenn ein europäischer Officier sie kommandirt. Wenigstens geben ihnen die Englände dieses Zeugniß, welche sie häufig in ihrem Dienst brauchen.

Die Kleidung der Reichen und Armen ist fast dieselbe; sie weicht nur durch größere oder geringere üppige Pracht von einander ab. Sie tragen einen langen Rock, Kabay genannt, wie wir schon erwähnt haben. Ihre Lenden umschließt ein Gürtel, in welchem auf der einen Seite eine Wehre von feinem Stahl und ohngefähr 14 Zoll lang steckt; sie ist gegen den Griff breit, und läuft spitzig zu. Der Griff hat auf jeder Seite zwey Stichblätter, um den Arm zu schützen, wenn man dieß Gewehr in der Hand führt. Sie gehn nie aus, ohne diese Art von Dolch im Gurt zu haben.

Drey und dreyßigstes Kapitel.

Veränderter Reiseplan — Abreise von Batavia — Archipelagus von Suluh — Zustand der Insel dieses Nahmens — Tubli-Pflanze — Der Tinbuhk — Der Sago — Taue von seltener Federkraft und Dauer — Besuch bey einem Sinesischen Kaufmann — Die Perlen — Art sie zu fischen — Taucher — Die Kima-Muschel — Beschreibung eines Sinesischen Bankets — Die eßbaren Vogelnester — ihre Kochart.

In dem Augenblick, wo wir sehnsuchtsvoll der Ankunft des Bucentaur entgegensahen, lief das Paketboot der holländischen Kolonie auf Ceylon im Hafen von Batavia ein, und brachte Briefe von meinem Vater, an einen Rath der Justitz, dem er von Frankreich aus empfohlen gewesen war, worin dieser gebethen wurde, die angeschlossenen Verhaltungsbefehle den Capitänen des Syrius und Pelicans einzuhändigen, wenn diese auf ihrer Kreuzfahrt zu Java anlegen würden. Diese neuen Vorschriften empfahlen beyden Capitänen, sobald ihre Nachforschungen nach mir nicht vom Glück gekrönt worden, solche von neuem, in verschiedenen Richtungen, an allen Küsten und Inseln, von Bombay bis Macao fortzusetzen. Mein Vater hatte sie selbst auf Isle de France, Madagascar, und am arabischen Meerbusen angestellt, und war nun

im Begriff, von Ceylon gerade auf Manilla zu segeln, da die Aerzte es keineswegs rathsam fanden, die schon so sehr von der Seereise und dem heißen Himmelsstrich angegriffene schwankende Gesundheit der Donna Maria, der giftigen Sumpfluft von Batavia auszusetzen. In Manilla wollte mein Vater die Ankunft der Schiffe erwarten, und von da also gemeinschaftlich die Fahrt durch die Süd-See nach Perus Küsten zu unternehmen.

Auf diese Nachricht beschlossen wir, sogleich mit dem Syrius die Anker zu lichten, und meinen Aeltern zu Manilla entweder vorzueilen, oder doch wenigstens ihre und meine Sehnsucht durch die schleunige Ankunft abzukürzen. Der Pelican konnte nicht zugleich mit uns auslaufen, weil das Einnehmen von frischen Lebensmitteln und Wasser, so wie die Ausbesserung einiger leichten Beschädigungen, sowohl an dem Körper des Schiffs, als an den Raaen, den Capitain nöthigten, noch einige Tage auf der Rhede zu verweilen.

Wir liefen mit gutem Winde aus, und erreichten gar bald die Straße von Sunda. Unsere Fahrt wurde vom Glück begünstigt, bald hatten wir auch die große Insel Borneo im Rücken, und befanden uns nun zwischen der Nordostküste derselben, und dem großen Lande Magindanao, im Gesicht der Insel Suluh, und aller der Insel-Gruppen, die zwischen den südlichen Philippinen, Magindanao und Borneo zerstreut sind, und welche die Seefahrer unter dem Nahmen des Archipelagus von Suluh kennen. Suluh, als die größte dieser Inseln, zählt über 60000 Einwohner, und wird von einem König, unter dem Nahmen Sultan beherrscht. Da das urbare Land kaum für die Ein-

wohner hinreicht, so legen sie sich sehr auf den Ackerbau, aber Reiß gewinnen sie nicht so viel, als ihre Bedürfnisse heischen; hingegen desto mehr Erdfrüchte, sonderlich süsse Kartoffeln und Yamswurzeln.

Die Pommeranzen, die hier wachsen, werden den Sinesischen gleich geschätzt. Auch gibt es andre diesem Himmelsstriche eigene Baumfrüchte, die um so trefflicher gerathen, da die Einwohner von den Sinesen, mit welchen sie in großem Verkehr stehen, das Pfropfen der Bäume gelernt haben. Der Zimmtbaum wird gleichfalls angetroffen. Aber unter die merkwürdigsten Produkte gehört die Pflanze Tubli, der Tinduhk, und dann der Sago.

Die erstgedachte Pflanze oder vielmehr Strauch, ist für die Fischer sehr vortheilhaft, weil ihr milchartiger Saft die Eigenschaft besitzt, die Fische zu betäuben. Wenn man sich ihrer bedient, so bindet man kleine Bündel von schwarzen Ruthen, die an den Enden geklopft werden, und steckt diese Bündel unter dem Wasser, in die Corallen-Felsen und Höhlungen. In stehenden Wassern sind die Wirkungen am sichtbarsten; doch auch in der offenen See verfehlen sie ihren Einfluß nicht, indem die Fische sogleich betäubt und beynahe leblos auf der Oberfläche schwimmen. Besonders ist es, daß die wildwachsende Pflanze schwächer wirkt, als die cultivirte. Uibrigens bekommen die Fische von dieser Art sie zu fangen, weder eine schädliche Eigenschaft, noch einen widrigen Geschmack.

Der Tinduhk gehört in das Geschlecht der Pisange, und man nennt ihn so, wegen der Aehnlichkeit seiner Frucht mit einem Büffelhorn. Der Stamm besteht aus Rinden, und diese aus Fasern, von der Länge des Baums, welche durch

eine breyartige Substanz verbunden sind. Diese Fasern sortiren die Einwohner nach ihrer Feinheit, und auf einem äußerst einfachen Weberstuhl verfertigen die Weiber ein sehr feines, aber immer braunfarbenes Zeuch daraus, das dem Battiste gleicht, und sehr kühl zu tragen seyn soll.

Was den Sagobaum betrifft, so ist dieser eine Art Palme, der umgehauen, gespalten, und sein Mark herausgenommen wird. Man klopft dieß Mark, bis sich die faserichte Substanz des Baums davon absondert, und dann siebt man es mit Wasser durch ein Tuch. Es setzt sich eine weiße, klebrichte Substanz, fast wie feuchter Haarpuder, auf den Boden, und in diesem Zustand dient er den Eingebornen zur Speise. Allein da sich der Sago so nicht lange hält, so röstet man ihn in Pfannen über dem Feuer, was ihn körnigt macht. Auf andern Inseln läßt man das Sagomehl in Kuchen backen, oder durch ein Sieb in einen heißen eisernen Topf fallen, wodurch sich die Körner bilden, welche halbgebacken sind.

Aus allen den Nachrichten, die ich so eben von dieser Suluh-Insel gegeben habe, wird man schon errathen, daß wir daselbst einigen Aufenthalt machten. Gewöhnlich wird sie nicht viel von Europäern, mehr von Sinesen besucht, und die Europäer, die sich hierher begeben, sonderderlich die Spanier und Engländer, thun es wegen des Perlenhandels. Was uns dahin zog, war Mangel an Tauen, die nirgends besser verfertiget werden, als zu Suluh. Unser Capitän, der mehrmahlen auf seinen ältern Seereisen durch die Meerenge von Malakka, diesen Archipelagus berührt hatte, kannte die Vorzüge dieser Taue, welche nicht von allen Seefahrern erprobt worden sind. Sie werden aus den kohlschwarzen Fa-

fern, (Gumatty hier zu Lande genannt,) der Cabo-Negro-Palme geflochten, und ein solches Tau hält drey hänfene europäische aus. Die feinsten Fasern geben die besten Taue, und sie dürfen nicht zu fest geflochten seyn. Ihre Vortrefflichkeit besteht in Leichtigkeit und Schnellkraft, und daß sie nicht von Fäulniß leiden. Sie sind so trocken und leicht, daß sie auf der Oberfläche des Wassers schwimmen, und haben dabey eine große Federkraft, welche sowohl für die Taue selbst, als für das Schiff, von einem nicht zu berechnenden Vortheil ist.

Sobald wir Anker geworfen, ging der Capitän ans Land, und Montval und Ingardin baten mich um Erlaubniß ihn begleiten zu dürfen. Montval freute sich sehr über unsere Landung zu Suluh, weil er sich vorgenommen, hier der Entstehung der Perlen nachzuspüren, da keine Meergegend reicher an Perlen ist, als die von Suluh, und man außer den eigentlichen Muschel-Perlen, ähnliche Verhärtungen auch in andern ganz verschiedenen Körpern, z. B. dem Tilla-Tilla, einem Seevogel, und dem Gamat, einer Seeschnecke antrifft. Daher gibt es außer den Muschelperlen zu Suluh auch noch andre unter diesen Nahmen, und die, wiewohl fälschlich, dazu gerechnet werden, als die Regen-Perle, die Holz-Perle, die Betelnuß-Perle, die Jesmin-Perle, die Kokosnuß-Perle u. s. w. Den Ingardin trieben nicht naturhistorische, sondern kaufmännische Speculationen ans Land. Beyde verweilten die ganze Zeit unsers Aufenthalts im Hause des Sinesen, des alten Handelsfreundes unsers Schiffkapitäns, und ich will die Resultate ihrer Nachforschungen gleich hier, als am schicklichsten Orte, zusammenziehn,

ob ich sie wohl von ihnen erst später mitgetheilt erhielt.

Die Schaalenthiere in denen die Perlen gefunden werden, sind von verschiedener Art. Die vorzüglichsten heißen Tiepeis, und die besten Perlen findet man in dem weißen Theil der Auster, oder in den obern Theil der Schaale, nahe bey dem Gelender, wo die Oberfläche am obersten, und von der reinsten Farbe ist; denn die Perlen am äußersten Rande sind gelblich, indem selbst die Muschel von der äußern braunen Schaale tingirt ist.

Die ächten Tiepeis sind von verschiedener Größe, doch haben sie selten weniger als 8, und nicht mehr als 12 Zoll im Durchschnitt. Die äußere Seite ist eine rauhe, weiße Rinde, die gewöhnlich mit Korallengewächsen, Seepflanzen und Schaalenthieren incrustirt ist. Zuweilen hängen sie auch, vermittelst eines grünen Barts, mit jungen Tiepeis zusammen. Das Innere der Schaale ist eine glatte, glänzende Oberfläche, die in wechselndem Schein von mannigfaltigen Farben schimmert. Die Sinesen bedienen sich ihrer nicht allein zu eingelegten Arbeiten, sondern sie machen auch Spielmarken, andre kleine Galanterie-Waaren und Toilettenbüchschen, wie auch falsche Perlen daraus. Es ist dieß ein so beträchtlicher Handelsartikel, daß dadurch diese Fischerey, auch ohne Rücksicht auf die Perlen, zum wichtigsten Gegenstand wird. Die so industriösen Sinesen, wie unser Wirth und Handelsfreund erzählte, schleifen auch die äußere, rauhe Schaale ab, wodurch die glatte Masse in Lagen geordnet, und von der Natur vollkommen polirt, zum Vorschein kommt. Sobald die Tiepeis weggenommen sind, öffnen sich die Schaalen ein wenig; es

hält jedoch äußerst schwer, sie von einander zu reißen, ohne die Auster zu beschädigen.

Unter tausend Teipeis Schaalen findet man vielleicht nur eine, in welcher Perlen sind, dann aber auch mehrere Perlen beysammen: überdieses sind diese Tiepeis-Perlen immer größer, als die in andern Perlen-Austern, und daher kommt es, daß die Suluh - Perlenfischereyen häufiger große Perlen liefern, als kleine.

Sehr merkwürdig ist die große Mannigfaltigkeit der Perlen. Einige sind schwarz, werden aber als eine große und köstliche Seltenheit geschätzt, wenn sie von einer beträchtlichen Größe sind. Man findet zu Suluh auch eine Perle, die völlig das Ansehen einer Ingwerklaue hat, dabey sehr durchsichtig, jedoch etwas gelblich von Farbe ist. Andre gleichen dem Katzenauge, und spielen wie dasselbe.

Man findet gewöhnlich mehrere Tiepeis zusammen, was vermuthlich daher entsteht, daß sie ihren Laich an Einem Orte von sich lassen. Die Entstehung der Schaalenthiere ist überhaupt noch eins der Geheimnisse der Natur, und ohngeachtet man in den Meeren von Suluh, wo so große Schaalenthiere gefunden werden, ihr am besten auf die Spur kommen könnte, so steht doch diesem die abergläubige Unwissenheit der Eingebornen entgegen. So versicherten z. B. einige Hofbedienten des Sultans ganz ernsthaft, die Perlen entständen aus einem Regentropfen, und deswegen zeigten sich die Tiepeis, sobald es regne, auf der Oberfläche des Wassers. Da dieses die Meinung ihres Herrn, des jetztregierenden Sultans Allamodin war, so galt sie nach der knechtischen Unterwürfigkeit dieser Höflinge, für eine Wahrheit, gegen die sich nichts einwenden ließe. Doch da seit einiger Zeit der Sultan

anfangen soll, eine andre, eben so unwahrscheinliche Hypothese zu behaupten, nähmlich die, daß die Perlen für sich wüchsen, und wenn sie die Schaale abwürfen, von den Thieren verschluckt würden, so zweifle ich keineswegs, daß diese letztre Sultanische Vermuthung bald im ganzen Gebieth von Suluh an die Tagesordnung kommen werde.

Es ist merkwürdig, daß jede Tiepel-Schaale zwey kleine krebsartige Thiere enthält, die höchstwahrscheinlich Männchen und Weibchen sind. Einige Schaalen sollen sogar vier solche Thierchen enthalten; allein die Taucher versicherten den Ingardin, nie mehr als zwey gefunden zu haben. Das Weibchen ist etwa einen Zoll lang, und das Männchen kleiner. Jedes hat zwey große Klauen; bey dem Weibchen sind diese ziemlich gleich, bey dem Männchen hingegen, ist bald die eine bald die andre beträchtlich größer. Der Leib ist durchsichtig, mit vielen rothen Flecken. Das Weibchen, als das am buntesten gesprenkelte, hat auch weiße Flecken. Die zwey Augen stehen am äußersten Ende, sind perlfarbigt beym Weibchen, und durchsichtig beym Männchen. Beyde haben am Kopf ein Büschel Hörner. Beyde haben einen Schwanz wie gewöhnliche Krebse; nur daß er beym Weibchen kürzer und gerader ausstehend, und beym Männchen allmählig herabwärts gekrümmt ist. Unter dem Schwanz und Bauch hat das Weibchen viele Eyer; betrachtet man diese mit dem Vergrößerungsglase, so scheinen sie Tiepelschaalen zu seyn, auch waren einige rothe Flecken, vielleicht junge Krebse, sichtbar. Hieraus läßt sich dann mit ziemlicher Gewißheit folgern, daß die verschiedenen Schaalenthiere auf dem gewöhlichen Wege der Fortpflanzung von diesen Krebsen entstehn, weil man in allen Schaa-

lengehäusen dieser Gegend ein Paar solcher Krebse antrifft.

Die Tiepei-Bato-Muschel liefert vorzüglich schöne Perlen, aber nur höchstselten werden einige in ihr gefunden. Hingegen was man auf den Suluh-Inseln die Caphis nennt, scheint die persische Perlen-Auster zu seyn: wenige dieser Caphis sind ohne Perlen, allein diese Perlen sind zwar schön rund, doch von keinem weißen Wasser, sonder meistens von heller Feuerfarbe, und einer schönen Durchsichtigkeit. Die Weiber, indem sie bis an den Gürtel oder bis an die Brust ins Wasser gehen, suchen diese Caphis-Muscheln zur Ebbezeit auf, mehr wegen der Auster, als wegen der Perlen.

Die Tiepeihs werden durch Taucher vom Boden des Meeres heraufgehohlt. Die meisten dieser Taucher sind Sclaven des Sultans. Sie erhalten die Freyheit, wenn sie so glücklich sind, eine sehr große Perle für ihren Herrn zu finden. Diese armen Leute sind aber sehr gedrückt, und ihre Herren haben ihnen nun auch das alte Recht geschmälert, alle Perlen für sich zu behalten, die weniger als 8 Chuckuck, oder Pfennigsgewicht wiegen. Jetzt sind nur die Perlen ihr Eigenthum, die unter dem Gewicht von 4 Chuckuck sind. Daher kommt es denn, daß oft die Taucher die äußere Seite der Perle, zu deren großen Nachtheil, abschleifen, um ihr die gehörige Größe zu geben, und sie an ihre Herrn nicht abliefern zu dürfen. Wer von einem Taucher eine Perle kauft, die mehr als 4 Chuckuck wiegt, muß solche, wenn es entdeckt wird, ohne Entschädigung an den Herrn des Tauchers herausgeben.

Die Taucher bedienen sich eines Kunstgriffs, um sich den Aufenthalt unterm Wasser zu erleich-

tern, sie ziehen blos den Athem in der hohlen Hand ein. Doch selbst dieß thun geübte Taucher, bey einer Tiefe von 12 bis 15 Lachter nicht. Einige wenige tauchen sogar bis 20 Lachter unter; indem sie Anfangs sich überstürzen, und dann weit ausstreichen, so daß sie in 3 bis 4 Schlägen aus den Augen sind. Gewöhnlich kommen sie weit von dem Orte wieder zum Vorschein, wo sie sich hinunterließen. Letzteres ist aber blos zufällig, und hängt von der Richtung ab, in der sie auf dem Grunde fortgehen, von ihrem Glück im Muschelfinden, und von der Zeit, die sie unten zubringen. Diese Zeit ist gewöhnlich von 1 bis 2 Minuten, auch bey warmen Sonnenschein etwas länger. Man zeigte uns den alten Taucher, welcher den Hauptmast eines großen Fahrzeugs, das unserm Bekannten, dem sinesischen Kaufmann gehörte, unter dem Wasser kappte. Freylich mußte er zu dem Behuf mehr als einmahl untertauchen. Er beschrieb uns die Zeit, welche er unterm Wasser zubrächte, so lange, als man brauche, um eine Chocolade zu kochen. Dieser Mann galt aber auch für die Krone aller hiesigen Taucher.

Entzündung der Augen ist die Wirkung des ersten Untertauchens-Versuchs. Bey einigen geht dies in der Folge vorüber, bey andern bleibt es auf Lebenszeit. Noch ein anderer und grausamer Feind der Taucher, der viele frißt, sind die Seeungeheuer, die Hayfische. Bey Nacht werden diese Haye, durch das leuchtende Ansehen des Meeres weggescheucht, und dieß wäre also die sicherste Zeit zum Tauchen; allein unglücklicher Weise können dann die Taucher nicht sehen. Nie öffnen diese Taucher ihre Muscheln, als bis sie ihr Tagwerk vollendet haben, und das aus dem Aberglauben, die Tiepei's möchten sich verbergen, wenn sie sähen, daß ihre Kameraden getödet

würden. Ein Boot mit 2 bis 3 Mann kann in einem Tage 40 — 50 Austern fangen, zuweilen wohl 100, zuweilen gar keine. Bey ganz ruhigem Wetter gelingt der Fang am besten, weil man alsdann die Muscheln im Sande, vor dem Untertauchen, erkennen kann. Zu andern Zeiten aber, oder in tieferm Wasser, muß man sich auf den Zufall verlassen. Die Perlenbänke sind unerschöpflich, und erstrecken sich auf 150 englische Meilen in die Länge, und auf 75 in die Breite. Vor Zeiten betrachtete man sie als Familien-Eigenthum; allein seit der Einführung des moslemitischen Glaubens, hält man die Anmaßung eines solchen Eigenthumsrechts über das Meer für Sünde, und jedermann hat die Erlaubniß, auf den Perlenfang auszugehen, was sich sogar die Sinesen zu Nutze machen wissen.

Dies waren die naturhistorischen und merkantilischen Bemerkungen und Erfahrungen, welche meine beyden Reisegefährten während unsers Aufenthalts zu Suluh, über den Perlenfang zu sammeln Gelegenheit fanden. Von Zeit zu Zeit ging ich ebenfalls ans Land, und das Verkehr zwischen unserm Schiffe und den eingebohrnen Sinesen war ziemlich lebhaft. Ich kaufte unter andern ein Paar Kima-Muscheln, die schon Dampierre auf seiner Neu-Guineischen Reise beschrieben hat, und die so groß waren, daß jede 2 Fuß 8 Zoll im Durchschnitt hielt. Die Auster oder der Fisch, welchen diese Muschel in sich faßt, ist wie mit Augen übersäet, und wird von den Sinesen für einen Leckerbissen gehalten. Auch machte er einen Theil von den Gerichten des Bankets aus, das der Sinesische Kaufmann mir und dem Schiffskapitän und mehrern von meinen Gefährten gab, unter welchen sich natürlich der alte Signier mit befand, da er, wo vom Schmau=

se die Rede war, es für seine Pflicht erachtete, nie davon zu bleiben.

Dies Banket war von allen den ceremoniösen Umständen bekleidet, welche bey den Sinesen Sitte sind, und uns Europäern so lästig und sonderbar vorkommen. Wir erhielten drey Tyetse oder Einladungs-Billette. Das erste zwey Tage vor der Gasterey; das zweyte am bestimmten Tage selbst, und das dritte, als wir schon auf dem Wege nach dem Hause waren.

Wir fanden den Saal, worin die Speisen aufgetragen waren, mit Blumentöpfen, Porcellan und seidenen Zeuchen; reichlich aufgeputzt. es waren so viel Tische gesetzt, als Gäste eingeladen waren, sie standen zu beyden Seiten des Saales in einer Reihe, und wir saßen dahinter auf Lehnstühlen, und so, daß wir einander ansehen konnten. Der vordere Theil jedes Tisches war mit seidenen Strickereyen behangen, und auf den Tischen selbst waren weder Tafeltücher noch Servietten zu sehen, sondern die Stelle der erstern vertrat ein feiner Lack. Auf den Rändern eines jeden Tisches standen große Schüsseln voll schon vorgeschnittener Speisen, in Gestalt von Spitzsäulen aufgethürmt, und oben mit Blumen und großen Citronen geziert. Doch das waren bloße Schaugerichte, ohngefähr wie die Conditor-Aufsätze bey italienischen Gastereyen.

Unser Wirth, nachdem er uns in diesen Saal geführt, bewillkommte jeden einzeln, und ließ sich hierauf eine kleine porcellanene Schaale mit Wein bringen, welche auf einem kleinen lackirten Handtischchen stand. Diese ergriff er mit beyden Händen, neigte sich gegen uns, kehrte sein Gesicht nach dem großen Hof des Hauses, und that ein paar Schritte vorwärts. Hierauf hob er Augen und Schaale in die Höhe, und goß den Wein auf den

Boden. Dadurch wollte er so viel zu erkennen geben, daß alles, was er besitze ein Geschenk des Himmels sey. Die Schaale wurde nun von neuem gefüllt; er machte einen Bückling gegen mich, als den vornehmsten Gast, und setzte sie auf den Tisch, woran ich sitzen sollte. Unser Schiffskapitän raunte mir hierauf ins Ohr, wie ich diese Höflichkeit zu erwiedern hätte. Ich nahm also eine andere Schaale mit Wein, und that einige Schritte, als ob ich dieselbe, nach dem zu unterst stehenden Tische tragen wollte, welches der Platz unsers Wirths war. Doch dieser eilte mir sogleich entgegen, und verbath es sich in den geschicktesten und höflichsten Ausdrücken, wie mir in der Folge unser Dollmetscher, der Kapitän, es erklärte. Jetzt brachte der Küchenmeister eine Menge kleine mit Gold und Silber beschlagene Stäbchen, Quay-tse genannt, welche die Stelle der Gabeln vertreten, und legte auf jeden Tisch ein Paar. Nun ergriff mich der Hausherr bey der Hand, und führte mich zu meinem Sitz, über welchen ein kostbarer Teppich von geblümter Seide gebreitet war. Ein Gleiches that er mit jedem Gast, wobey aber einige Eingebohrne und Sinesen, die mit unter den Geladenen waren, sich der Landessitte gemäß, gewaltig dagegen sträubten, und durchaus nicht zugeben wollten, daß der Wirth sich so viel Mühe mache.

Endlich hatte jeder seinen Platz eingenommen, und plötzlich traten fünf Schauspieler in kostbaren Kleidungen in den Saal, und verbeugten sich alle zusammen viermahl tief zwischen den beyden Tischreihen, indem sie jedesmahl den Boden mit der Stirne berührten. Sie hatten dabey das Gesicht gegen eine lange Tafel gekehrt, welche eine Art Hausaltar vorstellte, und mit Lichtern und Räucherpfannen besetzt war. Als die vierte Ver-

beugung geschehen, kam einer von ihnen auf mich zu, und überreichte mir ein langes Buch, worin mit goldenen Buchstaben die Titel von den funfzig oder sechszig Schauspielen standen, die sie auswendig wußten. Ich erfuhr dieß erst nächher; denn da ich nicht sinesisch lesen konnte, so reichte ich es dem mir zunächst Sitzenden, welches glücklicher Weise der Schiffscapitän war; ich hatte so, unwissend, vollkommen der Etikette gemäß gehandelt, denn das Buch machte nun die Runde von einem Tisch zum andern, bis es wieder an mich kam, weil mir, als dem Vornehmsten, die Ehre der Wahl gebührte. Der Schiffscapitän flüsterte mir zu, daß ich nur es öffnen, und auf das erste beßte Schauspiel mit dem Finger deuten mögte. Ich befolgte dieß, worauf der Schauspieler den übrigen Gästen nach der Reihe den Nahmen des gewählten Schauspiels wieß, und diese, durch ein Kopfnicken, ihren Beyfall bezeugten.

Jetzt wurde ein Teppich auf den Boden gebreitet, und das Schauspiel nahm seinen Anfang mit einer musikalischen Intrade, welche vielleicht sinesischen Ohren sehr harmonisch klingen mogte, für die meinigen aber äußerst mißtönend und zerfleischend war. Denn die Instrumente bestanden aus kupfernen und stählernen Baßgeigen, Trommeln mit Büffelhäuten überzogen, kreischenden Trompeten und Pfeifen. Vom Schauspiel selbst kann ich nichts sagen, als daß es bis zum Dessert dauerte, und daß die Zimmer eines Erkers den Spielern statt der Kulissen dienten. Der Hof wimmelte von Zuschauern, welche die Bedienten hereingelassen, und im Saal selbst waren, oben auf einer Art Balkon, und hinter einem Gitter von Bambusrohr, vor welchem noch ein seidenes Netz gespannt war, die weiblichen Verwand-

ten und Bekanntinnen des Hausherrn, als unsichtbare Zuschauerinnen, zugegen.

Ehe das erste Gericht, eine porcellanene Schüssel mit kleingeschnittenem Fleische in einer Brühe, aufgetragen wurde, erschien der Küchenmeister von neuem, kniete auf ein Knie nieder, und sagte mit lauter Stimme: Tsing lau yae men kyu poy! Das ist, die Herren werden gebethen, die Schale zu ergreifen! Wir hatten schon vorher mit dem Schiffscapitän, als dem in allen diesen Gebräuchen Erfahrenen, die Verabredung genommen, daß wir uns ganz nach seinem Vorbild richten, oder vielmehr, daß er bey diesen Manövren der sinesischen Etikette unser Flügelmann seyn, und wir Europäer ihm nachexerciren wollten. Wir ergriffen also jeder seine Schale mit beyden Händen, hoben sie über das Haupt hinempor, fuhren dann damit unter den Tisch hinunter, setzten sie alle zugleich an den Mund, und tranken drey bis viermahl ganz leise. Der Wirth hatte zu eben der Zeit ein Gleiches gethan, und seine Schale ganz geleert, die er hierauf umstürzte, zum Beweis daß nichts mehr darin sey. Die Schalen sind sehr klein, und da die Sinesen die Gewohnheit haben, nichts kalt zu trinken, so war sowohl der Wein, als der zugleich mit aufgesetzte Thee, ganz warm, und einige Bedienten standen beständig bereit, warmen Wein aus dazu bestimmten Gefäßen, in die Schalen einzuschenken, und den kaltgewordenen Wein in andere porcellanene Gefäße auszufüllen.

Nachdem wir getrunken, erfolgte auf eben die Weise eine Einladung vom Küchenmeister zum Essen, worauf wir denn mit unsern Stäben das geschnittene Fleisch aus seiner Brühe langten. So oft eine neue Schüssel gebracht wurde, so oft erfolgte auch die feyerliche Aufforderung zum Trinken

Und zum Essen, und da der Schüsseln ein und zwanzig waren, so mußte der Küchenmeister auch ein und zwanzigmahl seinen Spruch wiederholen, und wir ihm eben so oft Gehorsam leisten. Zum Glück steht es jedem frey, so wenig zu trinken und zu essen, als ihm beliebt. Jedesmahl nach dem sechsten Gerichte erschien eine Suppe von Fischen mit kleinen Pastetchen zum Eintunken belegt; die leeren Schüsseln aber blieben sämmtlich auf einander gethürmt wie zum Staat auf den Tischen stehen. Die Bedienten paßten es genau so ab, daß beym Auftragen der ein und zwanzigsten Schüssel, auch das Lustspiel zu Ende ging. Nun wurde noch Reiß und Thee servirt. Alsdann standen wir auf, und gingen an das unterste Ende des Saals, um uns bey dem Wirth zu bedanken. Dieser führte uns darauf in den Haus-Garten, wo wir uns mit Gesprächen und Spazierengehen unterhielten, und uns mit warmen Wasser Mund und Hände abspülten.

Während dessen aßen die Komödianten, und die Bedienten waren beschäfftigt, abzuräumen, und das Dessert aufzusetzen. Dieses bestand ebenfalls aus ein und zwanzig Schüsseln, mit Zuckerwerk, Obst, Eingemachten, Schinken, gesalzenen oder an der Sonne gepöckelten und getrockneten Wasser-Aenten, die sehr gut schmecken, Vogelnestern und andern indischen Leckereyen. Als alles in Bereitschaft war, kam ein Bedienter in den Garten, kniecete vor dem Hausherrn nieder, und gab ihm mit leiser Stimme davon Nachricht. Auf diese Bothschaft kehrte sich der Wirth zu uns, und bath uns, in den Speisesaal zurückzukehren. Wie wir daselbst angelangt waren, blieben wir sämmtlich am untersten Saal-Ende stehen, machten einige höfliche Umstände wegen der Stellen, und nahmen endlich diejenigen ein, die wir zu-

vor gehabt hatten. Die Trinkschalen waren jetzt größer, und auf dem Rande jedes Tisches standen ebenfalls Schaugerichte. Die Komödianten spielten eine Posse, als Nachspiel, und so lange das Dessert währte, gingen die Bedienten und Sclaven der anwesenden Gäste, die unterdessen hereingekommen waren, und auf einem Tisch, am untern Ende des Saals, kleine rothpapierne Päcktchen gelegt hatten, worin ein Trinkgeld oder Geschenk für den Küchenmeister, die Hausbedienten und Komödianten befindlich war, ohne Umstände in einen Vorsaal, um daselbst ebenfalls zu schmausen. Der Küchenmeister des Hausherrn legte sämmtliche Päcktchen vom Tisch auf einen Kredenzteller, und überreichte ihn dem Wirth. Dieser weigerte sich Anfangs, es anzunehmen, endlich ließ er es doch geschehen, und winkte ihm, das Geld in Verwahrung zu behalten, um es hernach zu vertheilen. Man kann leicht denken, wie zeitsplitterig alle diese Ceremonien waren; auch war es schon ganz dunkel, als wir aus einander gingen, und mit großen Papierlaternen, worauf der Nahme des Wirths stand, nach Hause, oder vielmehr zu unserm Boot geleuchtet wurden. Den folgenden Tag schickten wir, jeder, soviel unserer gewesen waren, einen Tye = tse oder ein Billet ans Land und an unsern Gastfreund, worin wir unsere Danksagung für die genossene Höflichkeit in gewissen, im sinesischen Complimentenbuch vorgeschriebenen Ausdrücken wiederholten, die immer nach dem Rang und Stand des Wirths abgemessen sind.

Ich könnte leicht aus dem Tagebuch unsers alten Signiers, für den dieses ein großer Tag war, die ein und zwanzig Gerichte des Vor = und die 21 des Nach = Essens abschreiben; allein ich will mich begnügen, eine Leckerey zu schildern,

die in Indien, und sonderlich bey den Sinesen, in hohem Werth steht, in Europa aber wenig bekannt und wenig geschätzt ist. Diese Leckerey sind die eßbaren Vogelnester.

Sie werden von einer Art kleiner Schwalben verfertigt, die weiße, rothe und schwarze Brüste haben, und ihren Nestern die Farbe ihrer Federn mittheilen. Die weißen durchsichtigen werden am vorzüglichsten geschätzt, minder die schwarzen. Sie bauen ihre Nester in unterirdischen Höhlen am Seegestade, denen nur mit Mühe und Gefahr beyzukommen ist. An der Seite, wo sie an dem Felsen sitzen, sind sie glatt, an der äußern oder freyern Seite aber bilden sie einen vollkommenen Halbzirkel, welcher sich aufwärts krümmt, und eine Vertiefung für die Eyer macht. Sie bestehen aus einer leimartigen, sehr leichten Substanz, die äußerlich regelmäßig geflochtene Fäden enthält. Inwendig aber ist das Geflechte unregelmäßig, und hat einige Aehnlichkeit mit dem Innern der Knochen, indem die verschiedenen Fasern von sehr ungleicher Dicke sind. Die Felsenseite ist gewöhnlich schmutzig und feucht, die äußere aber trocken, zerbrechlich und spröde. Der Hauptbestandtheil ist eine zähe, biegsame, gallertartige Materie, die mit der Hausenblase Aehnlichkeit hat, und die Hauptbaumaterialien des Vogels nimmt er wahrscheinlich von den Holothurien, einer Thierpflanze, die von dem Agal-Agal, einem Seegewächse. Man hat verschiedene Arten dieses Agal-Agals, die sich alle im Wasser auflösen lassen, und eine gummiartige Substanz bilden. Die Sinesen bedienen sich dieses Agal-Agal zum Steifen ihrer Seidenzeuche und Papiere, und zum Uiberstreichen ihrer netzartig geflochtenen Zwirn-Laternen, welche sehr leicht sind, und davon ausnehmend durch-

sichtig werden. Wie der alte Signier vom Küchenmeister erfragt hatte, werden die Vogelnester erst eine halbe Stunde in Wasser eingeweicht, von allem Schmutz und anklebenden Fäden gereinigt, und dann mit Hühner= und Kalbfleischbrühe gekocht; auch pulverisirt man sie, und streut sie an Fleisch= und Fischspeisen, und an grünes Gemüse statt der Gewürze, indem man sie in Indien für ein Apetiterregendes, belebendes und stärkendes Mittel hält. Sie werden in kleinen Säcken zu Markt gebracht, und ein solcher Sack, nachdem er mehrere Pfunde schwer ist, oft von den Sinesen mit 2 bis 300 Livren nach französischem Gelde, (50 und mehr Reichsthaler nach deutschem) bezahlt. Ich gestehe, daß ich es als ein sehr fades Essen fand, das einer starkgewürzten Gallerte glich. Der Doktor Codonell erinnerte sich, gelesen zu haben, daß der berühmte Reisende Tavernier zuerst aus Indien einen kleinen Vorrath von solchen Nestern nach Frankreich gebracht, und an seine Bekannte vertheilt habe. Diese versicherten einstimmig, ein einziges solches Vogelnest sey allen Specereyen des Orients billig vorzuziehen; ein Urtheil woran wahrscheinlich die Neuheit den meisten Antheil hatte.

Vier und dreyßigstes Kapitel.

Rührende Geschichte einer Portugiesin — Manilla — schöne und gefährliche Lage — Sitten — Bäder — Sieste — Cigarren oder Tabaco — Tertulla — Art zu fasten — Hochzeiten gegen älterlichen Willen — Der Sorro — Tischgebräuche — Erfrischungen — Sturm — Don Juan, Rolando's Bruder wird an das Ufer der Insel Lüzon geworfen — Unglück, das Rolando, den Vater, betroffen — Der Bucentaur geräth mitten auf der See in Brand — wunderbare Rettung von Rolando's Famille — Neue Gefahren — ihre Ankunft auf Siam — Schluß.

Unter den Gästen des sinesischen Kaufmanns hatten sich auch einige vornehme Suluher vom Hofstaat des Sultans befunden. Einer derselben hatte sich vorzüglich mit mir und dem Schiffscapitän unterhalten, der zwischen uns den Dollmetscher machte. Es war ein stattlicher Mann, in einem prächtigen Kaftan von geblümtem Goldbrocat, mit rothem Boden. Der Griff seines Säbels, so wie der seines Criß oder Dolchs, bestand aus einem einzigen Stück schwarze Korallen, volle anderthalb Zolle breit. Denn in diesen Meeren, sonderlich an der Westseite von Borneo, findet man ganze Korallen-Stauden und Stengel von schwarzen Korallen, die oft 12 und mehr Fuß lang sind.

Er erzählte uns die rührende Geschichte einer

Portugiesinn, die vor einigen Monathen an einem kleinen Eyland des Suluh-Gebieths angetrieben war, und sich jetzt im Harem des Sultans befand. Sie ist äußerst interessant, obgleich auch äußerst niederschlagend, als ein neues Beyspiel von der Bösartigkeit mancher Menschen, und ich theile sie daher so mit, wie wir sie aus dem Munde des malayischen Herrn erfahren haben.

Mendoza, zu Malakka ansäßig, wo er allgemein geschätzt wurde, wollte seine Glücksumstände verbessern, und wurde zu Macao, bey der dortigen Portugiesischen Niederlassung angestellt. Er schiffte sich nach seinem neuen Posten mit seiner schönen und jungen Gattin, Antonia, seinen beyden Kindern, wovon eins 7 Jahr alt war, und das andere noch an der Brust lag, und mit einer Neger-Sclavin, Katharina, auf einer kleinen ihm gehörigen Yacht ein. Während er sich zur Abreise rüstetete, und ein paar Matrosen zum Beystand auf seiner Fahrt miethen wollte, fügte es sich, daß ein englisches Fahrzeug von Bombay, an der Küste scheiterte, die Mannschaft aber sich ans Land rettete. Zwey davon, wovon der eine sich Capitän John, der andere Young nannte, kamen zu Mendoza, und erbothen sich zur Fahrt nach Macao, da ihre Bestimmung, wie sie sagten, Kanton sey. Sie verlangten nichts, als freye Beköstigung.

Mendoza, nach seiner angebornen Leutseligkeit, nahm sie mit Vergnügen auf. Er gab ihnen Wäsche und Kleidungsstücke, sich umziehen zu können, und überhäufte sie mit Wohlthaten. Sie ihrer Seits versprachen, ihrem Wohlthäter auf der Reise alle mögliche Dienste und Beystand zu leisten.

Mendoza ging unter Segel; auf seiner Yacht befanden sich noch zwey französische Matro-

sen, die in seinen Diensten waren. Da sie ganz nah an der Küste hinfuhren, so bathen die beyden Franzosen, als sie bey der Pflanzung des Manuel, einige Lieues von dem Orte ihrer Abreise kamen, daß Mendoza sie ans Land setzen möchte. Sie stellten ihm vor, er könne sie entbehren, weil die beyden Engländer, die er so gastfrey aufgenommen habe, in der Schiffahrt sehr erfahren wären, und ihm sehr gut beystehen würden. Mendoza erlaubte ihnen also ans Land zu gehen.

Den andern Morgen um 10 Uhr segelte Mendoza unter der Beyhülfe der Engländer ab. Gegen Abend gingen sie vor Anker. Sie hielten zusammen ihre Abendmahlzeit, nicht weit von einem Dorfe der Küstenbewohner, wo man sich gewöhnlich mit Erfrischungen zu versehen pflegt. Nach dem Abendessen bauten sie auf der Campaney eine kleine Hütte, deckten sie mit Palmenblättern, hiengen ein Segel davor, und breiteten eine Matratze darin aus, welche der Antonia, ihren beyden Kindern und der Negerin zum Bette diente. Mendoza legte sich zu den Füssen seiner Gattin auf eine andere Matratze, und die beyden Engländer schliefen im Vordertheile der Yacht.

Ihr Schlaf war ruhig bis gegen Mitternacht, wo sie durch das Schreyen ihres kleinen Kindes gestört wurden. Mendoza melkte die Ziege, die sie mitgenommen hatten, um dem Kinde von ihrer Milch zu geben, und legte sich wieder nieder. Gegen drey oder vier Uhr des Morgens, wurde seine Frau durch einen starken, dumpfen Schlag aufgeweckt, der ihr ein Schlag mit der Axt zu seyn schien, welcher auf das Bette ihres Mannes gethan wurde, den sie einen tiefen Seufzer ausstoßen hörte. Erschrocken weckte sie die

Negrin, und schrie: Großer Gott! Katherine, man ermordet meinen Mann! Zugleich hob sie das vorgehängte Segel in die Höhe, aber der Engländer John stürzte wüthend, mit einer Axt in der Hand, auf ihr Bette los, und drohte, sie umzubringen, wenn sie nicht gleich das Segel niederlassen, oder die geringste Bewegung machen würde, aufzustehen. Der mörderische Verräther versetzte hierauf dem Körper des Mendoza noch zwey Hiebe in den Hals: alsdann zog er die Segel auf, und Young am Steuerruder, richtete den Lauf des Schiffes nach einer andern Gegend.

Mit Anbruch des Tages war die Yacht schon zwey Lieues vom Lande entfernt. Antonia, von Furcht entseelt, hatte kaum so viele Kräfte, aus ihrer Hütte zu kriechen. Welch ein gräßlicher Anblick stellte sich ihren Augen dar! Sie sah auf dem Wasser die blutige Matratze mit dem Leichnahm ihres Mannes schwimmen, den man eben in die See geworfen hatte. Der barbarische John, der seine schwarze That noch durch bittern Spott krönte, zeigte ihr ihn, mit den Worten: „Sey ruhig, dein Mann liegt im Meere und schläft sanft und fest.“ Einen Augenblick darauf kam er mit einem Dolche auf sie zu, und forderte von ihr das Gewehr ihres Mannes, und die Schlüssel zu seinen Kufferten.

Antonia gab sie ihm. Der Bösewicht nachdem er alles durchgesucht, und kein Geld gefunden hatte, brachte ihr die Schlüssel zurück. Nun wagt es die traurige Wittwe, in Thränen schwimmend, die Schmerz und Schrecken bis dahin unterdrückt hatten, an ihn die Frage zu thun: warum er ihren Mann ermordet habe, da er doch kein Geld gehabt? Der Mörder erwiederte: um sich seiner Yacht zu bemächtigen, und sie nach

Borneo zu führen. Nach dieser Antwort schien das Ungeheuer etwas leutseliger zu werden, und both der unglücklichen Dame Thee und Schokolate an. Als sie antwortete, sie brauche nichts, und alles ausschlug, sagte John: sie möchte sich nicht grämen; sie wären nicht Willens, ihr etwas zu leid zu thun; im Gegentheil, sie wollten sie bald mit allem ihrem Gepäcke aussetzen. Auch gestatete er ihr den ganzen Tag die Freyheit, sich ganz ihrem Schmerze zu überlassen.

Man kann leicht denken, daß die Nacht dem armen Weibe keine Ruhe brachte. Das Bild ihres Mannes, der vor ihren Augen von Verräthern ermordet worden war, die er mit Wohlthaten überhäuft hatte, war ihr unaufhörlich gegenwärtig. Ihre Grausamkeit, Brutalität und Nichtswürdigkeit verdoppelte ihre Angst, und wenn sie ihre lieben Kinder erblickte, wurde ihr Herz noch beklommener. Die Bösewichter, nachdem sie das Steuerruder angebunden, und das Schiff unter dem Schönfahrsegel hatten treiben lassen, legten sich schlafen. Die Negerin war Willens, ihnen im Schlafe die Augen mit einem Nagel auszustechen, da sie aber bedachte, sie könnten sich vielleicht nur stellen, als ob sie schliefen, so wagte sie es nicht.

Den andern Tag mit der ersten Morgendämmerung, zogen sie von neuem die Segel auf, und gingen auf die hohe See. Antonia fragte sie, ob sie entschlossen wären, sie bis Borneo mit sich zu nehmen? Sie antworteten: wenn sie nahe kämen, wo Land wäre, so sollte einer von ihnen in der Pirougue, die am Bord wäre, sie nebst ihren Kindern und der Negerin dahin bringen. Die Ungewißheit was ihr bevorstehe, der stete, schreckliche Anblick dieser Räuber, die noch mit dem Blute ihres Mannes bespritzt waren, Betrüb-

niß, Angst, alles beredete sie, den Vorschlag anzunehmen, obgleich die Pirogue sehr klein und zu schwach war, um dem Ungestüm der Meereswellen zu widerstehen; denn es war ein bloßer Kahn, aus einem einzigen Baumstamm gezimmert. Als sie sich dazu entschlossen hatte, befahl ihr John, ein Packt von ihrer Wäsche zu machen, weil ihre Kufferte, wegen ihrer Größe, nicht in den Kahn gebracht werden konnten. Er that einen schlechten Strohsack in die Pirogue, vier Zwiebacke, einen Krug, der ohngefähr vier Maaß süßes Wasser halten mochte, sechs Eyer, ein wenig eingesalzenes Schweine-Wildprät, und einen Kochtopf. Hierauf ließ er die beyden Kinder und die Negerin einsteigen, und visitirte die Taschen der Antonia, worin er die Hals- und Schuhschnallen ihres Mannes fand, die er ihr, nebst dem Packt Wäsche, wegnahm. Als auch sie im Kahn war, hoffte sie, daß nun der versprochene Führer sich zu ihnen gesellen würde, aber statt dessen sah sie Young das Tau der Pirogue kappen, John die Segel wenden, und das Schiff sich entfernen. Es währte nicht lange, so wurde sie nur Himmel und Wasser um sich gewahr.

Die trostlose, mitten auf der See verlassene, nirgends Land erblickende Wittwe, both alle ihre Kräfte auf, von den Mördern ihres Mannes Beystand zu erflehen: sie beschwor sie mit der ganzen Beredtsamkeit einer zärtlichen Mutter, wenigstens Erbarmen mit ihren beyden Kindern zu haben. Als sie endlich nicht mehr rufen, nicht mehr schreyen konnte, so ersetzte sie den Mangel der Stimme durch die ausdruckvollsten Gebehrden, durch die rührendsten Zeichen. Umsonst! ihre Henker, härter als Steine, blieben taub bey ihren Bitten. Die Barbaren winkten ihr mit der Hand, in ihr trauriges Schicksal sich zu ergeben. Nicht

lange, so war das Schiff ganz aus ihrem Gesichte verschwunden.

Bestürzung, Ermattung, Angst vor der Zukunft; Kummer um ihre lieben Kleinen, stürzten sie in eine tiefe Ohnmacht. Ihre treue Sklavin erschöpfte alle Hülfsmittel, die in ihrer Macht standen, um sie wieder zu sich selbst zu bringen. Endlich kehrte sie ins Leben zurück, aber um die ganze Last ihres Unglücks zu fühlen, und das schreckliche Loos ihrer armen Kinder zu bejammern, welche die Speise der Meerungeheuer werden sollten. Sie drückte sie an ihre Brust, sie benetzte sie mit ihren Thränen, und so oft sie einen Blick auf sie warf, zitterte sie, es könnte der letzte seyn. Mit ihren schwachen, bebenden Händen brachte sie den Säugling an ihrer Brust, dem allgemeinen Erhalter, dem Herrn über Leben und Tod, dem gerechten Rächer des Lasters und der Bosheit dar. Sie überließ sich der göttlichen Vorsehung, und ihren Kahn der Willkühr der Wellen.

Aber bald verdoppelte die einbrechende finstre Nacht die Gefahren und ihre Beängstigung. Das Maaß ihres Unglücks voll zu machen, erhob sich der Wind stärker; das Meer schwoll an, die ungestümern Wellen thürmten und brachen sich, und eine schlug in den Kahn, und schwemmte den Zwieback fort, verschüttete den Vorrath von süßem Wasser, und ängstigte durch diesen neuen Unfall die Unglücklichen mit der beständigen Furcht, daß eine neue, stärkere Welle den Kahn in den Abgrund versenken könne. Doch die Negerin, welche seine Führung übernommen hatte, steuerte so glücklich und geschickt, daß sie diese Katastrophe verhütete. Welch' eine Nacht! wie war sie so schrecklich! und wie lang dünkte sie ihnen!

Mit dem Tage; dem so sehnlich erwarteten Tage, wurde das Meer zwar ruhig; aber wei-

ter kam ihnen kein Trost. Sie erblickten nichts als Himmel und Wasser, ohne zu wissen, nach welcher Seite sie ihren Lauf nehmen sollten. In dieser verzweiflungsvollen Lage hörte Antonia nicht auf, die Hülfe der göttlichen Vorsehung, die einzige Stütze der Unglücklichen, anzuflehen.

Sieben schreckliche Tage und sieben schreckliche Nächte brachten sie in diesem Zustande und in stetem Kampfe mit den Wellen zu. Sie waren in der rauhesten Jahreszeit allem Wetter ausgesetzt, hatten nichts zu trinken, und keine andere Speise, als ein wenig eingepöckeltes Fleisch.

Die durch Leiden und Beschwerlichkeiten geschwächte und abgemattete Wittwe, verlor mit jedem Augenblick die wenigen Kräfte, die ihr noch übrig waren. Sie war im Begriff zu erliegen: aber das Bild ihres nahen Todes war ihr minder entsetzlich, als der bejammernswürdige Zustand, in welchem sie ihre lieben Kinder verlassen mußte. Sie wollte ihnen noch vor ihrem Scheiden den letzten Beweis von ihrer mütterlichen Zärtlichkeit geben, sie war eben im Begriff sich eine Ader zu öffnen, um das Leben des kleinen Unschuldigen zu verlängern, der an ihrer Brust schmachtete — als die Negerin von ferne Land erblickte. Diese Nachricht gab der Antonia neues Leben; sie und die Negerin strengten ihre letzten Kräfte an, um Zeichen zu geben, und den Lauf der Pirogue dahin zu lenken. Wirklich wurden sie dem Lande durch einen frischen Wind zugetrieben. Aber eine neue Gefahr erschreckte sie. Die Wellen brachen sich so hoch am Strande, daß sie fürchten mußten, die Pirogue möchte versenkt werden. Doch indem sahen sie, daß man vom Ufer sie gewahr worden, und daß die Eingebohrnen in Fahrzeugen ihnen entgegen kamen. Sie wurden glücklich durch sie gerettet. Es war eine von den kleinen

Inseln dieses Archipelagus. Unter den Eingebornen verstand ein Malaye das Portugiesische, und konnte sich also ihre ganze traurige Geschichte erzählen lassen. Der Vorfall wurde sogleich nach Suluh an den Sultan gemeldet, der Befehl gab, alle diese Unglücklichen in seinem Harem aufzunehmen, um sie mit erster Gelegenheit nach Malakka zurückzusenden.

Wir lichteten den folgenden Morgen die Anker, und steuerten nun den Philippinen zu. Bald erreichten wir, ohne widrigen Zufall, die Insel Lüzon.

Der Fluß Manilla, in dessen Hafen unser Schiff einlief, bildet an seiner Mündung mit der Bay eine Art Spitze oder sehr flaches Kap. Auf dieses Kap oder diese Spitze hat man die Stadt Manilla gebaut, die schönste Stadt der Europäer in ganz Indien. Auch gäbe es gewiß in der ganzen Welt keinen paradiesischern Ort, wegen dieser schönen Bay, wegen des Flusses, der reizenden Gefilde, und dieser, sonderlich in der schönen Jahreszeit, anmuthigen Lagune, es gäbe, sage ich, keinen paradiesischern Ort auf der Welt, läge er nicht in einem Kreis von Gefährlichkeiten verbannt; so aber erregt ein Blick auf diese die größte Verwunderung, wie Menschen es haben wagen können, sich hier anzusiedeln und Wohnstätte zu bauen. Denn die Lagune, eine Schöpfung der Erdbeben, die ungeheure Bay, die offenbar ihr Daseyn einem Einbruch des Oceans verdankt, der Fluß selbst, der nur auf Kosten der Lagune existirt, und dann die häufigen und heftigen Erderschütterungen: das alles sind so viel Feinde, welche Manilla umringen und belagern. Mehr wie einmahl war diese Stadt schon in Gefahr, umgestürzt und verschlungen zu werden: und es ist leider! höchst wahrscheinlich, daß

dieser schöne Wohnsitz dereinst ein Raub des Meeres werde, und dann seine Wellen und Wogen da rollen, wo jetzt Freude und Wohlleben frohlocken. Schon ist ein Theil des Hafens vom Meer zerstört, und alles läßt ahnden, daß der Ocean dieser Gegend dasselbe Schicksal bereite, was er mit Hülfe der Erdbeben und des unterirdischen Feuers, über Callao und so viele andere Städte verhängt hat.

In Erwartung der Ankunft meiner Aeltern — denn unser Schiff war, außer einigen spanischen Schiffen, das einzige europäische im Hafen — hatte ich einige Tage Muße, die Sitten und Gebräuche der Gastfreyen Einwohner dieser üppigen Stadt kennen zu lernen.

Es würde schwer fallen, eine Stadt zu finden, wo die Sitten verdorbener sind, als zu Manilla. Zwar ist hier ein Tribunal der Inquisition, allein sie vermag nichts dagegen, da es nicht unter ihrer Censur steht. Als ein Beyspiel will ich nur den Misbrauch der Bäder anführen. Manns- und Weibspersonen baden sich zusammen, und alles Eifern dagegen von der Kanzel und im Beichtstuhl, ist ohne Wirkung geblieben. Zwar behalten die Frauenzimmer ihre Hemden, und die Männer gleichfalls diese, und ihre Unterhosen an, und man muß ein Verwandter oder Hausfreund seyn, um in dem Bad der Damen zugelassen zu werden; allein die Sache bleibt deswegen nicht minder anstößig.

Es herrscht sehr viele Freyheit und Ungezwungenheit, sonderlich wenn man auf Landhäusern ist. Da man, nach spanischer Sitte, zu Manilla seine Mittagsruhe oder Sieste zu halten pflegt, so werden dann Matten auf den Boden gebreitet, worauf sich jedermann, Männer und Weiber neben einander legen. Dann schläft,

wer will und mag. Sie haben auch zu Manilla eine eigene Kunst, sich Rendezvous zu verschaffen. Jedermann, das schöne Geschlecht so gut, wie das männliche, raucht Taback zu Manilla, aus sogenannten Cigarren, oder kleinen und dünnen Stengeln von Tabacksblättern, die an dem einen Ende angezündet, und mit dem andern wie eine Pfeife in den Mund gefaßt werden. Selten begegnet man Frauenzimmern, sonderlich Mestizinen, auf den Gassen, ohne einen Cigarro, oder Tabaco, wie es zu Manilla heißt, im Munde. Mannspersonen, die auf Liebschaften ausgehen, führen auch eine im Mund aber unangezündet. Begegnen sie nun einem Mädchen, das ihnen gefällt, so reden sie solche an, und bitten sie um Erlaubniß, ihren Tabaco an dem ihrigen anzünden zu dürfen. Das Mädchen nimmt ohne Umstände den Tabaco der Mannsperson, und steckt ihn mit ihrem Tabaco an. Während dessen beginnt eine Unterredung, die das Mädchen so lange dauern läßt, als ihr beliebt, indem sie sich mehr oder weniger Zeit zum Anstecken des Tabaco nimmt.

Ich brachte gewöhnlich meine Abende bey Don Estovan Roxas y Melo, einem Domherrn zu. Jedes Haus zu Manilla hat Abends seine Tertulia oder Gesellschaft, und auch der Domherr Melo hatte die seinige. Sie bestand aus sehr artigen Personen, worunter sich auch der Comissär der Inquisition befand. Ich verstand Spanisch genug, um Theil an Gespräch nehmen, und die Frage beantworten zu können, die man über unsere Gebräuche und Gewohnheiten in Frankreich an mich that. Abends 6 Uhr wird das Angelus mit allen Kirchenglocken angeschlagen. Die Domkirche fängt an, und sogleich folgen alle andere Kirchen nach. Jeder bethet sein Angelus.

Die Vorübergehenden bleiben auf den Gassen stehen, und sagen es her. Unmittelbar nach dieser Andachtsübung serviren die Bedienten in allen Häusern, wo Tertulia's sind, die Schokolate; sie wird in Tassen präsentirt, und auf der, zu dem Behuf sehr breiten Unterschale, liegt Biscuit. Diese Gewohnheit behagte mir sehr wohl; oft bestand mein Souper nur darin; die Spanier hingegen lassen sich dadurch nicht abhalten, reichlich zu Abend zu essen. Freylich geschieht das zu Manilla erst nach 10 Uhr des Nachts.

Selbst an Fastagen wird die Schockolade nicht ausgesetzt. Ich bezeigte einsmahls meine Verwunderung darüber dem Commißär der Inquisition, und sagte, daß wir Franzosen weit scrupulöser darin wären. Er gab mir zur Antwort: es una corruptela, „es ist ein Misbrauch!" setzte aber hinzu, die Jesuiten hätten zu Manilla es einmahl zum Herkommen gemacht, el chocolate no quabranta el ajuno! die Schokolate breche das Fasten nicht.

Man glaubt also zu Manilla zu fasten, wenn man des Morgens beym Aufstehen anderthalb Unzen Schokolade mit zwey Unzen Brod oder Biscuit zu sich nimmt, Mittags sein gutes Mahl hält, nach dem Angelus um 6 Uhr von neuem Schokolate trinkt, und gegen 10 Uhr zu Nacht ißt. Dann sagt man, man habe gefastet, und die einzige Kasteyung besteht darin, daß es Wasserschokalate gewesen ist, eine Kasteyung, die nur den trifft, der sie mit Milch zu trinken gewohnt ist.

Hingegen ist man in der Fasten-Woche desto strenger im Fleischessen; ein Kranker muß es sehr bedürfen, um sich das Fleischessen zu erlauben. Zwar sind die Fische hier sehr häufig und vortrefflich, und da man keine Butter zu Manilla hat,

hat, und das Oel selten ist, so bratet und richtet man sie mit Schmalz zu. Wer Fleisch essen will, muß eine Bulle lösen, die er nach seinen Vermögensumständen bezahlt. Was einen armen Spanier oder Indier wenige Maravedies kostet, erhält der Reiche nicht für so viel Piastern.

In Ansehung der Verheyrathungen herrscht zu Manilla ein Gebrauch, der mir in seinen Folgen höchst nachtheilig schien. Ein Mädchen von 18—20 Jahren kann eine Liebschaft haben, und sich gegen den Willen der Aeltern verheyrathen. Wollen diese Schwierigkeiten machen, und es nicht zugeben, so reklamirt sie den Beystand des Erzbischofs und des Proveditor's. Dieser geht zu den Aeltern, hohlt das Mädchen, entführt sie, trotz ihren Einsprüchen, und bringt sie in ein sicheres Haus. Hier ist dem Liebhaber täglich der Zutritt zu ihr verstattet, und die Aeltern werden nicht weiter gefragt. Das Mädchen ist nun Herrin und Meisterin von sich, und heyrathet ohne die Einwilligung von jenen.

Da das Clima von Manilla sehr heiß und feucht ist, so ist man in steten Schweiß. Männer, die Perücken tragen, setzen sie daher nie auf, als wenn es der höchste Wohlstand heischt, und bedecken sich das Haupt mit einer leichten, langen baumwollenen oder feinlinnenen Mütze, Gorro genannt, worauf sie den Huth stülpen. Sie sind an diesen Gorro so gewöhnt, daß sie ihn nicht einmahl in der Kirche während der Messe, oder bey Erhebung der Hostie ablegen, so sehr auch die Geistlichen dagegen eifern.

Man trinkt zu Manilla viel Wasser, aber keinen Wein bey Tische. Sobald die Speisen abgetragen sind, bringt man den Nachtisch, der in Obst und Konfekt, auf einer einzigen Schüssel, besteht, wobey eine einzige Gabel liegt. Die Frau

vom Hause nimmt mit der Gabel etwas Konfekt, und trinkt dazu aus einem großen Gefäß mit Wasser. Die Schüssel macht nun die Runde, jeder nimmt mit derselben Gabel von dem Konfekt, und hat hinter sich einen Bedienten, der ihm einen großen Becher, oder ein großes irrdenes Gefäß mit Wasser, Jarro genannt, reicht, wovon er so viel trinket, als er vermag. Dann ißt man Obst. Hierauf wird das Tischtuch abgenommen, die Bedienten bethen das Gratias, und bringen Zahnstocher und Tabaro's.

Zuweilen wird nach dem Abräumen des Tischtuchs, in einigen Häusern, ein großes längliches Becken, mit Wasser, zum Händewaschen aufgesetzt. Man bittet die Frau vom Hause, sich zuerst zu waschen, und schickt ihr das Becken hin. Sie wäscht sich die Hände, fährt sich mit den Fingern ein paarmahl über die Lippen, schüttelt die Hände über dem Becken ab, und trocknet sich an einem Handtuch, das ihr ein Bedienter präsentirt. Das Becken hält, wie die Konfekt-Schüssel, nach Stand und Würden, seinem Umgang. Ich habe diese ekelhafte Sitte selbst in guten Häusern beobachten sehen. In andern bringt man bloß eine Kanne mit Wasser, und gießt es auf die Hände, wenn man sich waschen will.

Im Sommer, beym Rückkehren vom Spazierengehen, ist sogleich die Rede von Erfrischungen. Es treten einige Bedienten herein, wovon der erste einen Teller trägt, worauf ein kleiner Topf mit Eingemachtem, und höchstens zwey Gabeln befindlich sind. Wenn die Frau vom Hause davon genommen, wird der Teller, wie am Schluß des Mittagsessens, reihherum gereicht, und wer will, langt zu, doch immer mit derselben Gabel. Die andern Bedienten tragen Gefäße, oder Jarro's voll des schönsten Wassers, und jeder nimmt

nach seiner Reihe und seinem Rang einen Jaro und trinkt. Oft geschiehts, daß die Frau vom Hause, die zuerst trinkt, alles Wasser ihres Jaro nicht austrinken kann; glaubt dann der Bediente, dem sie es zurückgibt, daß noch genug Wasser für die nächstfolgende Person übriggeblieben sey, so präsentirt er auch ohne weiteres das Restchen, wies Madam gelassen hat; wo nicht, so läuft er, und füllt den Jarro von neuem. Ich habe oft weder Konfekt noch Wasser angerührt, um mir den Eckel nicht merken zu lassen, den diese Sitte mir erweckte. Denn diese Damen, spucken oft, ehe sie trinken, den Betel aus, den sie gewöhnlich nach indischer Sitte kauen, und ihr Mund ist ganz voll davon, so daß das Wasser beym Trinken davon gefärbt wird. Aber zu Manilla ist man in dem Stück nicht schwierig, denn auch Damen trinken oft, was die Herren übrig lassen.

Ich wohnte, wie die meisten Fremden zu thun pflegen, in der schönen Vorstadt Santa-Crux, die dem Hafen Cavitta nahe liegt. Mein liebster Spaziergang war auf einem Hügel zu einem Kiosk, von welchem ich auf die ungeheuere Fläche des Meeres schauen konnte. Als ich einsmahls mit meinen Gefährten hier saß, sahen wir düstres Gewölke den Himmel in Westen umziehen. Eine stickende Windstille herrschte in der glühenden Atmosphäre, und machte das Getöse der Wellen, die sich an den Ryffs der Küste brachen, noch schauerlicher. Vögel vom Geschlecht der Meeven, schwebten unruhig über dem Wasser, und schienen die Annäherung des Ortanes zu ahnden. Meine Seele wurde von schwarzen Vorstellungen erfüllt. Ich konnte mich des Gedankens nicht entschlagen, daß Alles, was mir lieb und werth auf der Welt war, in diesem Augenblick der Treulo-

sigkeit des Meeres, und vielleicht selbst den Gefahren dieses Sturms ausgesetzt sey. Ich war besorgt über das Schicksal des Bucentaur, und ein, ich weiß nicht was, weissagte mir, traurige Vorfälle. Meine Gefährten drangen in mich, nach der Stadt zurückzukehren, aber ich vermochte mich nicht vom Anblick des Meeres zu trennen, dessen schwarze Wogen schon ein dumpfes Brüllen vernehmen ließen. Ein Theil meiner Begleiter war nach der Stadt gegangen; die übrigen waren bey mir geblieben. Bald öffnete sich das Gewölke, und Blitz und Donnerschläge, und die rasenden Winde, und die mit Schaum überzogenen Wellen, stellten uns ein Bild des Untergangs der Welt dar. Plötzlich wurden wir auf der tobenden See, ein Boot gewahr, das die Fluthen gegen das Ufer trieben, das aber jeden Augenblick in Gefahr war, in der heftigen Brandung zu scheitern! „Laßt uns diesen Unglücklichen zu Hülfe kommen!" rief ich. — „Ich übernehme diese Ehre allein!" schrie Roccas de St. Casstan: „ich sehe, sie werfen ein Tau nach uns aus; ich will es schwimmend zu fassen suchen, und ergreife ich es, so sind sie gerettet."

In einem Nu hatte sich Roccas entkleidet und ins Meer gestürzt. Mit eben so viel Stärke als Muth kämpfte er mit den Fluthen, und erreichte endlich seine großmüthige Absicht. Wir hatten bald das Glück, das Boot aufs Ufer zu ziehen, und die Unglücklichen Schiffbrüchigen zu retten. Stolz auf seine rühmliche, und vom Glücke gekrönte That, brach Roccas in die Worte aus: „Ihnen Rolando, verdanken diese Bedauernswürdigen allein ihr Leben; denn sie waren verloren, wären wir vor dem Sturm nach Manilla zurückgekehrt." Beym Nahmen Rolando, that einer von den Geretteten einen lau-

ten Schrey! — „Träume ich," rief er, „oder ist Rolando wirklich hier? Will der Himmel meinem Unglück ein Ende machen?" —

„Es ist deine Stimme, ich erkenne dich! du bist mein Bruder Dom Juan!" schrie ich, und stürzte mich in seine Arme.

Doch bald bestürmten tausend grausame, kummervolle Vorstellungen mein zerrissenes Herz; ich wollte Dom Juan fragen, was aus dem Urheber meines Daseyn geworden? und das Wort erstarb mir auf der Zunge. Dom Juan sah meine Unruhe, und eilte mich zu trösten. Unsere Aeltern leben noch, sagte er, aber nie war eine Seereise unglücklicher, als unsere letzte, und nie drängten sich größere und zahlreichere Unglücksfälle auf einander. Hier unterbrach uns Roccas, und bat uns, die weitere Erzählung bis nach unsrer Zuhausekunft zu verschieben. Wir alle, sagte er, brauchen schleunig Erhohlung und Stärkung.

Die Geschichte von Dom Juans Ankunft, und meiner wunderbaren Wiedervereinigung mit ihm, hatte sich bald in der ganzen Stadt verbreitet. Man eilte von allen Seiten herbey, mir Glück zu wünschen. Allein ich sehnte mich zu erfahren, durch welches Wunderwerk meine Familie so großen und häufigen Widerwärtigkeiten entronnen sey. Dom Juan hatte mir zwar mit wenigen Worten schon gesagt, daß meine Aeltern und Dom Pedro am Hofe von Siam wären; allein ich war begierig, die sonderbaren Fügungen mit allen Umständen zu wissen, deren Verkettung und Folgenreihe sie dahin geführt. Meine Gefährten waren so begierig als ich, die umständliche Erzählung aus Dom Juans Munde zu hören, und er begann sie den andern Morgen, beym Frühstück, mit folgenden Worten.

„Wir waren nach Abgang unsers letzten Briefes ausgelaufen, und der Gedanke, uns bald alle in Manilla vereint zu sehen, machte daß unsere Mutter, Donna Maria, von den Beschwerlichkeiten der Seereise gar nicht mehr zu leiden schien. An einem Mittag, wo man eben die Sonnenhöhe nehmen wollte, und ich, in meiner Qualität als Lieutenant auf dem Verdeck war, um meine Wache anzutreten, kam ein Matrose und meldete, man sähe zwischen dem großen Deckel der großen Lucke einen Rauch aufsteigen. Auf diese Nachricht ließ der erste Schiffslieutenant, welcher die Schlüssel zum Schiffsraum hat, alle Lucken des Raumes öffnen, um hinter die Ursache eines Unglücks zu kommen, dessen leichteste Ahndung schon selbst die Unerschrockensten mit Zittern und Zagen erfüllte. Unser würdiger Vater sah die Größe der Gefahr, und both Alles auf, um sie der Donna Maria zu verhehlen, die in der großen Kajüte mit dem Capitain ihr Mittagsmahl hielt. Der Capitain verließ sie unter einem Vorwand, kam aufs Verdeck, und traf Anstalten, das Feuer zu löschen. Ich hatte schon meiner Seits, Segel und getheerte Leinwand in See werfen lassen, um damit die Lucken von außen zu verstopfen, und zu verhindern, daß kein Luftzug in den Raum dringen könne. Ich hatte sogar, zu größerer Sicherheit vorgeschlagen, das Zwischenverdeck einen Fuß tief unter Wasser zu setzen. Allein schon hatte die Luft freyen Eingang gefunden, aus den Lucken stieg ein dicker, emporquellender Rauch, und das Feuer nahm immer mehr zu."

„Der Capitain Fondorange, ergriff nun eine Vorsicht, welche die Umstände heischten. Er ließ ein sechzig Mann vom Schiffsvolk unters Gewehr treten, um die übrigen im Zaum zu hal-

ten, und alle Verwirrung bey einer so dringenden Gefahr zu vermeiden. Unser würdiger Vater stand ihm mit seiner gewöhnlichen Festigkeit und Klugheit bey."

„Bestürzung herrschte schon überall, doch war noch nicht alle Hoffnung verloren. Jedermann auf dem Schiff war beschäftigt, Wasser ins Feuer zu gießen. Man setzte alle Eimer und Pumpen in Bewegung, und leitete die Schläuche der letztern in den Raum. Sogar das Wasser aus den Wasserfässern wurde hineingeschüttet. Allein die um sich greifenden Flammen vereitelten alle Hülfsmittel und vermehrten die Verzweiflung und Verwirrung."

„Der Capitain hatte schon die Jölle, oder das kleine Boot aussetzen lassen, bloß weil es im Wege, und hinderlich war. Die Matrosen bemächtigten sich desselben. Sie hatten keine Ruder. Sie riefen uns um welche an, und drey Matrosen, die in die See sprangen, brachten sie ihnen. Man verlangte diese glücklich Entronnenen zurück; allein sie, welche merkten, daß die Wuth des Brandes ihnen keine andre Rettung, als in der Entfernung zeige, hielten sich klüglich vom Schiffe abgewandt."

„Man arbeitete noch am Bord; die Unmöglichkeit sich zu retten, schien den Muth zu stärken. Der Equipagenmeister wagte es, in den Raum hinabzusteigen, allein die Hitze war zu groß, und zwang ihn, wieder umzukehren. Er würde sogar verbrannt seyn, hätte man nicht eine Menge Wasser auf ihn geschüttet. Gleich darauf sah man die Flamme mit Heftigkeit aus der großen Lucke schlagen. Der Capitän befahl die Boote auszusetzen, allein die Angst hatte selbst den Unerschrockensten so sehr allen Muth benommen, daß sie nur schwach, und nicht mit der gehörigen Combinirung ihrer

Anstrengungen, an den Hißtauen zu ziehen vermochten. Das Boot, in dem Augenblicke, wo man es ins Meer lassen wollte, fiel auf die Kanonen des Steuerbords, schlug um, und man mußte alle Hofnung aufgeben, es aufzurichten."

„Wir sahen nun, daß wir unsre Hofnung nicht mehr auf Menschenkräfte, sondern einzig auf Gottes Barmherzigkeit setzen mußten. Niedergeschlagenheit befiel die Gemüther, und die Bestürzung war allgemein. Man vernahm nichts als Seufzen und Aechzen, selbst die Thiere stießen ein klägliches Geschrey aus. Ein jeder begann nun sein Herz und seine Hände gen Himmel zu erheben, und in der Gewißheit des nahen Todes sich mit der Wahl der beyden Elemente zu beschäftigen, welche sich zu unserm Untergange rüsteten."

Der Schiffskaplan, der auf dem Hinter-Kastel stand, ertheilte die allgemeine Absolution, und ging auf die Gallerie, um sie auch den Unglücklichen zu geben, die sich bereits ins Meer gestürzt hatten. Schrecklicher Anblick! alle Hände waren geschäftig ins Meer zu werfen, was ihnen einen Augenblick Fristung ihres Lebens versprach. Käfige, Raaen, Stangen, was nur der Verzweiflung in die Hände kam, wurde ergriffen und weggerissen. Die Verwirrung war fürchterlich; einige schienen dem Tod entgegen gehn zu wollen, indem sie ins Meer sprangen, andere suchten schwimmend die hinabgeworfenen Trümmer unsers Schiffs zu erreichen. Die Mast-Wände, die Raaen, die Taue längs den Bords, wimmelten von Unglücklichen, die hängend daran schwebten, und gleichsam zwischen zwey gleich nahen und gleich furchtbaren Extremen, in zweifelhafter Wahl zu schwanken schienen."

„Ich war bis dahin einzig mit der Erhal-

tung des Schiffs beschäftigt gewesen. Aber in dem Augenblicke kamen die Schrecknisse einer zweyfachen Todesart auch über mich. Dazu gesellte sich der entsetzliche, mein Herz zerreißende Gedanke, daß meine lieben Aeltern dieß schreckliche Schicksal theilen sollten. Vor meinen Augen riß ein Vater seinen Sohn aus den Flammen, umarmte ihn warf ihn ins Meer, sprang ihm nach, ergriff ihn, und sank mit ihm unter. Ich bat Gott, mir nur Standhaftigkeit und Geistes-Gegenwart zu bewahren, ließ den Helmstock nach dem Steuerbord drehen, und brachte so das Schiff unter den Wind, dadurch wurde wenigstens diese Seite noch einige Zeit unversehrt erhalten, während das Feuer den Backbord von einem Ende zum andern verheerte."

„Ich blicke mich um, und sah mich ganz allein auf dem Verdeck. Ich ging in die Raths-Stube, und begegnete dort unserm würdigen Vater, der dem Tode mit jener Ergebung entgegen sah, die Tugend und Religion allein zu gewähren vermögen. „Leb wohl, lieber Sohn!" sagte er, indem er mich in seine Arme schloß. „Gott wird uns gnädig seyn!" — Ach! wo wollen Sie hin? antwortete ich. — „Komm mit mir," erwiederte er, „wir wollen deine Mutter aufsuchen, sie ist bey meinen Freund Fondorange." Er meinte unsern Capitän, der über dieß Unglück, und das gräßliche Loos so vieler Menschen trostlos war. Sonderlich ging ihm unsre arme Mutter Donna Maria zu Herzen. Schon hatte er, mit Hülfe meines Bruders Dom Pedro, sie auf einen Hünerkäfig ins Meer setzen lassen. Matrosen hielten sie mit einer Hand, und schwammen mit der andern."

„Die Raaen und Masten saßen voller Menschen, welche um das Schiff her mit den Fluthen

kämpften, und von denen, jeden Augenblick, einige durch Kanonenkugeln zerfleischt wurden, weil das Feuer die geladenen Schiffs Kanonen abschoß; eine dritte, neue Todesart, so die Schrecken noch vermehrte, die uns umringten! Mit beklommenem, angstvollem Herzen wandte ich den Blick vom Wasser weg. In dem Augenblicke stürzte ein Gedränge von Unglücklichen, die noch auf dem Schiffe waren, nach der Gallerie zu, und riß mich mit sich fort. Bald darauf schlug die Flamme prasselnd zu den Fenstern der großen Kajüte und der Rathsstube heraus. Das Feuer kam näher, und stand im Begriff uns zu ergreifen. Ich rief nach meinem Vater, aber mein Geschrey verhallte in der Luft, mit allen den Stimmen der Verzweiflung und Todesangst!"

„In dieser traurigen Lage glaubte ich die letzten Stunden meines Lebens verlängern zu dürfen, um sie Gott zu widmen. Ich warf meine Kleider von mir, und wollte an jener Raa hinabrutschen, die mit dem einen Ende ins Meer reichte; allein sie hing so voller Menschen, welche die Furcht vorm Ersaufen daran noch klebend erhielt, daß ich über sie wegkollerte, und ins Meer fiel, indem ich mich der Barmherzigkeit Gottes empfahl. Ein handfester Matrose, welcher im Begriff war, zu ertrinken, packte mich in der Todesangst. Ich that mein Aeußerstes, mich von ihm loszumachen, aber vergebens. Ich tauchte unter, und doch ließ er mich nicht fahren; ich senkte mich zum zweytenmahl unters Wasser, allein er hielt mich immer fest. Ihm fiel gar nicht ein, daß mein Tod den seinigen beschleunigen müsse. Endlich wurden seine Kräfte, nach langem und hartem Kampfe, durch das viele eingeschluckte Wasser erschöpft, und beym drittenmahl Untertauchen glaubte er, ich wolle ihn mit in die Tie-

se ziehen, und ließ mich in Freyheit. Um nicht von neuem von ihm erwischt zu werden, kam ich erst in einiger Entfernung über dem Wasser zum Vorschein."

„Dieser Zufall machte mich für die Folge vorsichtiger, und ich wich jetzt sogar den Leichnahmen aus, deren Menge schon so angewachsen war, daß ich mich gezwungen sah, sie mit einer Hand wegzuschieben, während ich mit der andern schwamm. Ich fürchtete jeden Augenblick auf jemand zu stossen, der mich fassen würde, um wenigstens den Trost zu haben, daß ich mit ihm stürbe. Meine abnehmenden Kräfte warnten mich nur zu sehr, daß ich eines Ruhepuncts bedürfe. Ich sah mich nach einer Raa, oder irgend einem andern Schiffstrümmer um: doch Alles war schon besetzt. Wohin meine Augen schweiften, stießen sie auf nichts als gräßliche Anblicke. Der große, am Fuß abgebrannte Mast, schlug ins Meer; sein Fall war vieler Tod, und andern eine schwache Hülfe. Ich sah diesen Mast, mit Menschen beladen, nach meiner Seite getrieben kommen; ich wagte es aber nicht, eher darauf Platz zu nehmen, bis ich von denen schon im Besitz seyenden die Erlaubniß dazu erbethen hatte. Sie wurde mir zugestanden. Einige waren ganz nackt, andere im Hemde. Sie waren noch so gut, mein Schicksal zu beklagen, und ihr Unglück setzte meine Empfindlichkeit auf eine harte Probe."

„Es mochten ohngefähr unser 80 auf dem Mast seyn, und jeden Augenblick befanden wir uns in Gefahr, von den Kugeln der Kanonen getroffen zu werden, die das Feuer abbrannte. Der Schiffskaplan, der sich unter uns befand, gab mir und meinen Unglücksgenossen die Absolution, und rührte aller Herzen durch seinen gottesfürchtigen Zuspruch. Ich sah ihn auf dem Mast um-

schlagen, und ins Wasser fallen, und weil Ich mich gerade hinter ihm befand, so zog ich ihn wieder heraus. „Lassen Sie mich, sagte er, ich habe schon zu viel Wasser geschluckt, und meine Leiden würden nur verlängert werden. — „Nein! nein! antwortete ich, wir wollen mit einander sterben, wenn meine Kräfte mich verlassen!" — Ich war in dieser frommen Gesellschaft so auf den Tod gefaßt, daß ich ihm ruhig entgegen sah. Drey Stunden blieb ich auf dem Mast, und sah viele von meinen Gefährten für Mattigkeit herunterfallen, und ertrinken."

„Als ich es am wenigsten vermuthete, erblickte ich die Yolle dicht bey uns. Es mochte ohngefähr 5 Uhr Abends seyn. Plötzlich höre ich mich beym Nahmen nennen. Ich schaue hin, und habe die Freude zu sehen, daß meine lieben Aeltern noch am Leben sind. Dom Juan! rief man mir zu, ein Platz in der Yolle ist ihnen bey ihren Aeltern aufgehoben, allein nur unter der Bedingung, daß sie zu uns schwimmen. Diese Bedingung war ganz billig; denn es würde sehr unklug von ihnen gehandelt gewesen seyn, wenn sie uns zu nahe geommen wären. Alle würden dann in das kleine Boot haben steigen wollen, und es hätte von den vielen Menschen zu Grunde gehen müssen. Ich nahm also alle meine Kräfte zusammen, und war so glücklich, die Yolle schwimmend zu erreichen. Bald darauf sah ich auch den Steuermann und den Hochbootsmann, die ich auf dem großen Mast gelassen hatte, meinem Beyspiel folgen. Sie wurden ebenfalls aufgenommen, weil wir ihre Kenntnisse vom Seewesen brauchten. Dieses kleine Boot war also die glückliche Arche, welche die zwölf Personen rettete, die allein unter 700 dem Tod entronnen."

„Das Feuer wüthete unterdessen unaufhör-

lich auf dem Schiffe fort, von dem wir nur eine Viertelstunde entfernt waren; eine zu große Nähe hätte für uns gefährlich werden können, wir ließen uns also ein wenig unterm Wind treiben. Kurz darauf ergriff die Flamme unsern starken Pulvervorrath, und es ist mir ohnmöglich auszudrücken, mit welchem Knall unser unglückliches Schiff aufflog. Eine dicke Wolke verbarg uns das Sonnenlicht: und in diesem schrecklichen Nachtdunkel konnten wir nichts unterscheiden, als die großen brennenden Stücken Holz, die in die Luft geschleudert wurden, und in ihrem Fall die Menge von Unglücklichen zu zermalmen drohten, die noch im letzten Todeskampf begriffen waren. Wir selbst waren in der peinlichsten Gefahr. Eine von diesen Trümmermassen konnte uns erreichen, und unser schwaches Fahrzeug versenken; allein der Himmel schützte uns vor diesem letzten Unglück, um uns zu Augenzeugen des jammervollsten Anblicke aufzusparen. Das Schiff war verschwunden, und seine in einem ungeheuren Raum zerstreuten Trümmer trieben zwischen den Elenden, deren Verzweiflung ihr Fall mit dem Leben ein Ende gemacht hatte. Einige waren erstickt, andre halb verbrannt und zerfleischt, und hatten doch leider! noch so viel Leben, um zwey Todesqualen zu gleicher Zeit zu leiden!"

„Unser würdiger Vater zeigte in diesem grausamen Augenblick alle Standhaftigkeit, die ihm eigen ist. Sein Herz war freylich von dem traurigen Schicksal so vieler Menschen zerrissen; allein sein Geist sann zugleich auf Mittel, wenigstens das Daseyn der Wenigen zu sichern und zu verlängern, die diesem Unglück wie durch ein Wunder entgangen waren. Er schlug vor, nach diesen Trümmern zu rudern und zu versuchen, ob wir einige Lebensmittel und andere Bedürfnisse

auffischen könnten. Wir hatten nicht mehr als alles nöthig, und standen in Gefahr Hungers zu sterben, ein Tod, der noch weit grausamer und langsamer war, als der Tod unserer Gefährten. Wir trafen auf einige Fässer; allein mit Schmerzen sahen wir, das es von dem Pulver war, welches man beym Ausbruch des Feuers in See geworfen hatte."

„Die Nacht brach ein; Gott, der unser Leben fristen wollte, lies uns ein Faß Brannteweín, ohngefähr 15 Pfund eingesalzenen Speck, ein Stück Scharlachtuch, zwanzig Ellen vierdräthiges Seegeltuch, ein Dutzend Faßtauben, und einige Stricke finden. Die Nacht überfiel uns, und wir durften keine Zeit mit Erwarten des Tages verlieren; wir wären sonst hundertmahl in Gefahr gewesen, zwischen diesen Trümern zu scheitern, von denen wir uns noch nicht hatten losmachen können. Wir entfernten uns also so schnell als möglich, um an der Ausrüstung unsers neuen Schiffes zu arbeiten. Jeder legte Hand an, und alles suchten wir zu nutzen. Wir zogen aus unserm Seegeltuch die Fäden, die wir nöthig hatten. Zum Glück hatte ein Matrose zwey Nähnadeln bey sich. Das Stück Scharlachtuch wurde unser Seegel, ein Ruder unser Mast, ein Brett unser Steuerruder. Trotz der Dunkelheit kam unsere Ausrüstung in kurzer Zeit so gut zu Stande, als in der Lage möglich war. Jetzt war nur noch die Frage, welchen Weg wir nehmen sollten; Wir hatten weder Charten noch Instrumente. Es blieb uns also nichts übrig, als uns der Leitung der göttlichen Barmherzigkeit zu überlassen, deren Beystand wir durch ein brünstiges Gebeth anflehten."

„Endlich zogen wir unser Seegel auf, und ein günstiger Wind entfernte uns auf immer von

unsern Unglücksbrüdern. Acht Tage und acht Nächte trieben wir umher, ohne Land zu erblicken. Wir waren fast nackt, den sengenden Sonnenstrahlen am Tag, und der empfindlichsten Kälte des Nachts ausgesetzt. Am sechsten Tag hofften wir in einem kleinen Regen Linderung für den brennenden Durst zu finden, der uns verzehrte. Mit Mund und Händen suchten wir das wenige Wasser aufzufangen, das fiel. Wir leckten an unserm Scharlach-Seegel; allein weil es im Meerwasser gelegen hatte, so theilte es dessen Bitterkeit dem aufgefangenen Regen mit. Wäre auf der andern Seite der Regen stärker gewesen, so hätte sich vielleicht der Wind gelegt, der uns forttrieb, und dann wäre diese Meerstille zuletzt unser aller Untergang geworden."

„Um unsere ungewisse Fahrt doch etwas zu bestimmen, fragten wir täglich Auf- und Niedergang der Sonne und des Monds um Rath. Gewisse Gestirne dienten uns zu Führern in der Nacht. Unsere Nahrung war unserer grausamen Lage angemessen. Ein kleines Stückchen gesalzener Speck war unsere ganze Mahlzeit in 24 Stunden; und sogar waren wir gezwungen, am vierten Tag darauf Verzicht zu thun, weil es uns Blut auswerfen machte. Ein Schluck Branntewein machte unser Getränke aus; allein er verbrannte uns den Magen, statt ihn anzufeuchten. Wir sahen viele fliegende Fische, doch durch die Unmöglichkeit ihrer habhaft zu werden, wurde uns unser Elend nur noch fühlbarer. Wir mußten uns auf das einschrenken, was wir hatten. Die Ungewißheit unsers Schicksals, der Mangel an Nahrung, das Ungestüm der See, das alles verursachte uns eine Schlaflosigkeit, die uns erschöpfte. Die Natur schien in allen Verrichtungen des Lebens bey uns einen Stillstand gemacht zu haben. Ein schwa-

cher Strahl von Hoffnung belebte allein noch unsere Kräfte, und hielt uns allein noch ab, das Schicksal unserer Brüder zu beneiden."

„Ich brachte die achte Nacht am Steuerruder zu, und hielt den Helmstock über zehn Stunden lang; vergeblich flehte ich, man möchte mich ablösen. Ich konnte fast nicht mehr; doch jeder meiner Gefährten befand sich in demselben Zustand der Kraftlosigkeit, und Verzweiflung war das einzige, was uns übrig blieb. Endlich von Anstrengung, Hunger, Durst und Elend fast aufgerieben, ließen uns die ersten Strahlen der Sonne Land erblicken. Man müßte unser Unglück empfunden haben, um sich denken zu können, welche Veränderung diese unvermuthete Freude in uns erweckte. Wir bekamen gleichsam neue Kräfte, und brauchten alle mögliche Vorsicht, um nicht von den Strömen fortgerissen zu werden. Um 2 Uhr Nachmittags landeten wir am Ufer des Landes Camboja."

„Das erste, was wir thaten, als wir den Fuß ans Land setzten, war, Gott dem Allmächtigen für die uns erzeigte Gnade zu danken. Wir stürzten uns um die Wette auf den Strand, und ich brauche nicht erst zu sagen, mit welchem Entzücken ich meinen Vater, meine Mutter und Dom Pedro in die Arme schloß. Einige von uns wälzten sich im Taumel ihrer Freude in den Sand. Unser Aussehn war fürchterlich; wir hatten nicht mehr Menschen-Aehnliches an uns, als nöthig war, von dem, war wir gelitten hatten, ein rührendes Zeugniß abzulegen. Aber noch sahen wir das Ende unserer Leiden nicht. Zwar waren wir der größten Gefährlichkeit entgangen, der auf der See in der Irre umher zu treiben: allein noch peinigten uns Hunger und Durst, und wir schwebten in der nagenden Ungewißheit, ob diese Küste

von

von mitleidigen Menschen bewohnt seyn würde. Wir nahmen also von neuem unsere Zuflucht zur Hülfe des Himmels, und er erhörte uns."

„Wir rathschlagten noch, nach welcher Gegend wir unsere Schritte richten sollten, als die Vorsehung uns zwey Missionarien zuführte. Die Erzählung unserer Unglücksfälle und der Barmherzigkeit, welche Gott an uns gethan hatte, war unsere Antwort auf ihre Fragen; und bewies ihnen zugleich, wie viel gegründete Ansprüche wir auf ihren Beystand, und die geheiligten Rechte der Gastfreyheit hätten. Diese guten Missionarien wurden auf das innigste von unsern ausgestandenen Widerwärtigkeiten gerührt, sie segneten und prießen mit uns den Erhalter unserer Tage, und führten uns nach ihrer Wohnung. Auf unserm Wege trafen wir einen Fluß an, in den sich die meisten von meinen Gefährten stürzten, um ihren Durst zu löschen, und sich mit Wollust in dem Wasser wälzten. Diese Bäder waren während unsers Aufenthalts an der Küste von Camboja eins von den Genesungsmitteln, von welchen wir den häufigsten und zugleich hülfreichsten Gebrauch machten."

„Das Missionhaus lag eine halbe Stunde von unserm Landungsplatz. Die leutseligen Missionarien gaben uns Kleider und bewirtheten uns mit Fischen, die uns ganz vortrefflich schmeckten. Nach dieser frugalen Mahlzeit schickten wir uns an, so sehr wir auch des Schlafs bedurften, Gott auf das feyerlichste unsern Dank abzustatten. Wir begaben uns in das Betzimmer, stimmten Lob und Danklieder an, und opferten Gott in der Fülle unserer Rührung und ewigen Dankbarkeit."

„Wir blieben wohl 14 Tage bey diesen gastfreundlichen Vätern, und sie ermüdeten nicht in ihrer Vorsorge und Pflege. Dabey ließen sie es

nicht bewenden; als der Statthalter der Gegend uns zu sich rufen ließ, um Bericht von unserer Ankunft und unserm Schicksal an seinem Landesherrn, den König von Siam abzustatten, waren sie nicht allein unsere Dollmetscher, sondern sie setzten auch den Einfluß ihrer Gönner am Siamischen Hof in Bewegung, um uns eine günstige Aufnahme zu verschaffen. Wirklich erhielt auch der Statthalter vom König Befehl, die Schiffbrüchigen als unglückliche Freunde zu behandeln, denen er Schutz und Hülfe angedeihen lasse, und uns auf das baldigste an seinen Hof zu schicken. Eine große königliche Juncke, auf welcher sich ein Officier der Leibwache, und ein Dollmetscher befand, überbrachte diesen Befehl, und sollte zugleich zu unserer Transportirung dienen. Wir bestiegen die Juncke, und langten nach einer kurzen Fahrt an des Königs Hof an. Es wurde uns ein eigenes Haus zur Wohnung angewiesen, und der König selbst, von seiner Leibwache umringt, und auf seinem weißen Elephanten sitzend, nahm uns bey unserer Ankunft in Augenschein, und ließ uns durch den Dollmetscher bekannt machen, daß er von jeher ein Freund der spanischen Nation gewesen sey, und sich freue, daß unser Schiffbruch in seinen Staaten ihm eine Gelegenheit verschaffe, ihr thätige Beweise von diesem seinen Wohlwollen zu geben."

„Du kannst leicht denken, fuhr Dom Juan fort, daß unsere erste Sorge nach unserer Ankunft am Hofe zu Siam war, dir mein Bruder Nachricht von unserm Unglück und Aufenthalt zu geben. Meine Aeltern hätten gern selbst sich auf den Weg nach Manilla gemacht; allein ihre Gesundheit schien mir noch zu sehr Ruhe und Erhohlung zu bedürfen. Ich erbot mich, allein abzureisen, und dir die Botschaft von unseren trau-

rigen Schicksalen zu überbringen. Ich bestieg, mit Erlaubniß des Königs, eine sinesische Kaufmanns-Juncke, und gab mich von neuem den wilden Wellen Preiß, wo mich das Unglück wiederum zu verfolgen schien. Die Art, wie wir zu einander gekommen sind, hat dir schon bewiesen, daß ein Schiffbruch meine Ankunft auf Manilla bezeichnete. Allein wie könnte ich über die Wege der Vorsehung klagen, da wir nun vereinigt sind? Ich hatte meinen Bruder in meinen Armen, und alle meine Leiden waren vergessen!"

Dom Juan's Erzählung machte auf mich und meine Gefährten einen Eindruck, der sich schwerlich schildern läßt. Wir gingen bey ihrer Anhörung wechselsweise von der Furcht zur Hoffnung, vom Schrecken zur Rührung über. Dom Juan, indem er seine Geschichte schloß, fiel mir um den Hals; ich drückte ihn zärtlich an mein Herz, und der übrige Abend verstrich unter Jubel und Glückwünschen, daß wir uns wieder gefunden.

Den andern Morgen lief auch der Pelican im Hafen Cavitta ein, und nichts stand nun unserer Abreise nach Siam mehr im Wege.

Auf dem Pelican war ein Geschenk des Naturforschers Boufflar angekommen, desselben, bey dem wir ein Mittagsmahl auf seinem Landhause eingenommen hatten. Dies für mich bestimmte, und nach der Versicherung Montvals, äußerst seltene Geschenk, bestand in einem ungeheuren Bauer, worin ein Casuar eingesperrt war. Der Brief des Naturforschers, welcher dies Geschenk begleitete, bestand aus einer einzigen, nicht einmahl zu Ende gebrachten Phrasis. Montval, an den der Brief gerichtet war, und der ihn vorlas, hatte die Güte, uns einige verständlichere Details, von der Geschichte dieses Vogels zu geben.

Dieser Vogel, sagte Montval, stammt aus der Insel Java; wenigstens haben die Holländer ihn von dieser Insel zum erstenmahl nach Europa gebracht, als sie im Jahr 1597, von ihrer ersten ostindischen Fahrt zurückkehrten.

Man nennt ihn Casuar. Ohne weder so groß noch selbst so dick wie der Strauß zu seyn, dünkt er dem Auge ungleich korpulenter, weil, bey einem fast gleich starken Leib, sein Hals und seine Beine weniger lang und verhältnißmäßiger dicker sind, und der Leib aufgetriebener ist; was ihm ein plumperes und massiveres Ansehen gibt.

Der Casuar ist ein sehr starker Vogel. Es gibt welche von der Dicke eines Hammels. Andere Reisende geben ihm eine geringere Größe, aber selbst diese Verschiedenheit der Meinungen und Beschreibungen hilft der Wahrheit näher zu kommen, indem die Größe eines einzigen Individuums nie als Maasstab von der Größe des ganzen Geschlechts gelten kann. Allein was den Casuar vorzüglich auszeichnet, ist das komische, vorn schwarze, sonst überall gelbe Kasket, das auf der Stirne sich vom Ende des Schnabels an bis bald in die Mitte des Oberkopfs, und zuweilen noch weiter erhebt. Dieses Kasket entsteht durch ein Auflaufen der Knochen des Schädels an dieser Stelle, und ist mit einem harten Uiberzug bedeckt, der aus mehrern concentrischen Schichten besteht, und etwas Aehnliches von der Substanz des Ochsenhorns hat. Einige Naturforscher behaupten, er werfe alle Jahre dieses Kasket mit den Federn ab, wenn er in der Mause ist; allein man hat noch nichts mit Gewißheit davon in Erfahrung gebracht.

Der Casuar hat Flügel, die noch kleiner sind, als die des Straußes, und zum Fliegen eben so wenig nützen. Sie sind mit Stacheln, und noch in größerer Anzahl, als die des Straußes, be-

waffnet. Es sind mehr Federspulen, welche gegen die Spitze roth, und sonst ihrer ganzen Länge nach hohl scheinen. Sie haben in ihren Höhlungen ein Mark wie das in den ersten jungen Federn der andern Vögel; die Mittelfeder ist fast einen Fuß lang, und drey Linien dick, und die längste von allen. Die Seitenfedern wurden stufenweise kürzer, fast wie die Finger an der Hand, und beynahe in derselben Folge. Der Casuar hat das noch mit dem Strauß gemein, daß er nur eine einzige Federart am ganzen Leib hat; doch die meisten von diesen Federn sind doppelt. Jeder Kiel erzeugt gewöhnlich zwey, mehr oder weniger Berge und oft unter sich ungleiche Spitzen oder Kiele, flach, schwarz und glänzend, und unterhalb durch Knoten getheilt. Jeder Knoten bringt einen Bart oder Faser hervor, so daß von weitem der Casuar ein zottichtes Thier, und so haaricht wie ein Bär oder wildes Schwein zu seyn dünkt.

Die Füße des Casuar sind sehr dick und sehr nervicht, und haben drey vorwärts gerichtete Zähen. Der Vogel bedient sich der Füße zu seiner Vertheidigung, indem er damit wie ein Pferd hinten ausschlägt; andre sagen, er gehe seinem Gegner damit zu Leib, werfe ihn unter sich, und schlage ihn mit den Füßen auf die Brust. Er verschlingt alles, was man ihm hinwirft, sobald es für die Größe seines Schnabels paßt, wie alle Thiere von Hühnergeschlecht, die ihre Speisen ganz schlucken, ohne sie im Schnabel zu zermalmen.

Sein Gang ist ganz sonderbar; er ist als ob er hinten ausschlage, und zugleich halb vorwärts spränge; allein trotz diesem linkischen Anschein, läuft er schneller, als der beste Renner. —

Montual war mit seiner Beschreibung zu Ende, allein der alte Signier ließ sich verlauten, sie sey nichts weniger, als befriedigend und

---

J. F. Schmidt.

